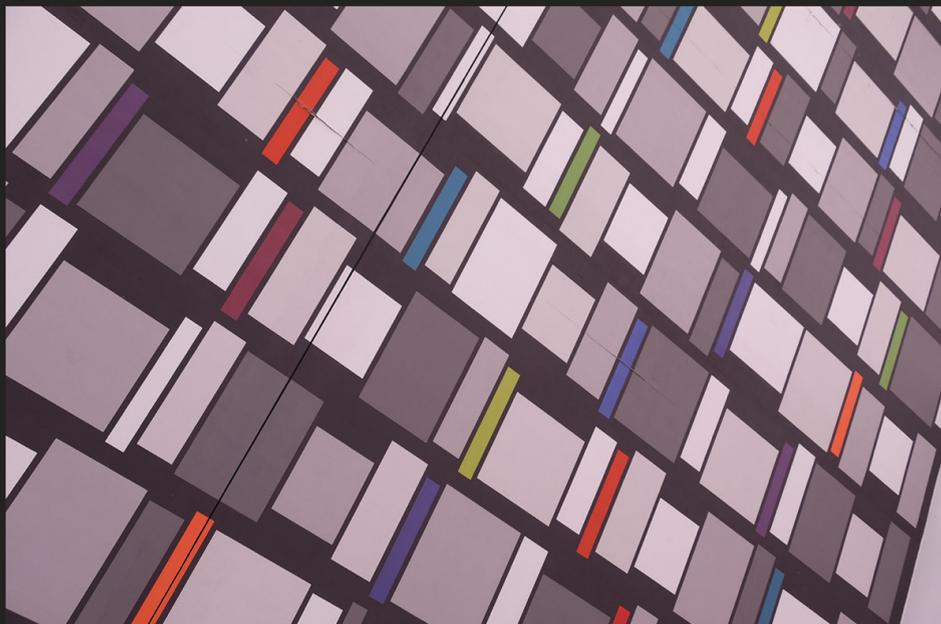


LAST EXIT: POETRY

Poesie · Kunst · Fotografie



Inhalt Die Sprache der Halme · Von der Poesie der Kombinationen · Nomaden zwischen den Sätzen · Sibirische Sommer · Ver(s)Suchung · kein satz ohne sehnsucht · Östliche Folge · Atlantische Augenboote · Heiße Gespräche mit Buchstaben

Künstler Markus Bundi | Margrit Brunner | Hedy Brusa | Sabina Costede | Nikolaus Cybinski | Peter Frömmig | Zsuzsanna Gahse | Leonor Gnos | Irena Habalik | Markus Manfred Jung | Ingeborg Kaiser | Brigitta Klaas Meilier | Gianni Kuhn | Ana Lang | Romie Lie | Gabriele Loges | Elsbeth Maag | Gertrud Maria Macher | Doris Mauthe | Nana Pernod | Albrecht Rasche | Jürgen Rebmann | Dominik Riedo | Peter Salomon | Elmar Schenkel | Jürgen Stelling | Elisabeth J. Stirnimann | Rainer Stöckli | Inge Straub |

Ausgabe 2 [2018]

***Der Mensch, der seine Verbindung mit den Göttern verloren hat,
weiß keinen andern Ausweg mehr, die Vereinzelung aufzuheben,
the last exit: poetry.*** (Wolfgang Rohner-Radegast)

Impressum

Last Exit: Poetry

2 [2018]

Zeitschrift für Poesie, Kunst, Fotografie

Herausgegeben von Klaus Isele

In memoriam Heinrich Thomas (1952–2015), Graphiker und Künstler

Die hier publizierten Texte sind, wenn keine
Quellenangabe vermerkt ist, Originalbeiträge.

Copyright: bei den Autorinnen und Autoren

Die Rechtschreibung richtet sich nach den Vorgaben der Autorin,
des Autors. Die dadurch entstehende Vielfalt ist gewollt.

Redaktion & Kontakt: Klaus.Isele@t-online.de

Um inhaltlich frei bleiben zu können, vermeiden wir
die Abhängigkeit von staatlichen Subventionen.
Demzufolge können keine Autorenhonorare gezahlt werden.

Umschlagfoto: Klaus Isele (Fassade der Firma Stotmeister, Stühlingen)

Alle Rechte vorbehalten © 2018

Herstellung und Verlag:

BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN 978-3-7528-2122-2

Inhalt

POESIE

Gertrud Maria Macher, <i>Frage</i>	5
Markus Bundi, <i>Zuckerwatte und Lebkuchenherz</i>	11
Ana Lang, <i>Nomade sein</i>	14
Ingeborg Kaiser, <i>altersruh</i>	16
romie lie, <i>neue poesie</i>	24
Zsuzsanna Gahse, <i>Großkörper</i>	30
Irena Habalik, <i>Wenn Tausende ertrinken</i>	38
Doris Mauthe, <i>Notate zum Tage</i>	42
Nana Pernod, <i>Wasserfallnacht</i>	46
Gabriele Loges, <i>Gefunden</i>	50
Leonor Gnos, <i>Tagestöne</i>	52
Nikolaus Cybinski, <i>Einige Aphorismen aus einem alten Kopf</i>	55
Peter Salomon, <i>Aus meinem Stundenbuch</i>	56
Gianni Kuhn, <i>Amplifikationen</i>	60
Elsbeth Maag, <i>Neue Gedichte</i>	75
Margrit Brunner, <i>kein satz ohne sehnsucht</i>	78
Brigitta Klaas Meilier, <i>Fundsachen</i>	80
Hedy Brusa & Elisabeth J. Stirnimann, <i>herbeigeträumt</i>	83
Markus Manfred Jung, <i>Alemannische und hochdeutsche Gedichte</i>	89
Peter Frömmig, <i>Schnellbahn</i>	94
Jürgen Stelling, <i>Die Schlieren der Dämmerung</i>	97
Elmar Schenkel, <i>In der Hand</i>	100
Kevin-Rick Doß, <i>Fremde</i>	111

FOTOGRAFIE

Jürgen Rebmann, <i>Industrie-Impressionen</i>	18
Sabina Costede, <i>Fundstücke</i>	67
Inge Straub, <i>Die Poesie der Kombinationen</i>	113

ESSAY

Albrecht Rasche, <i>Einige Gedanken zum Thema »Fotografie und Text«</i>	122
Rainer Stöckli, <i>»Wer ist du?« – »Ich ist ein Anderer!« Übers Abbilden seiner selbst in Malerei, Graphik, Photographie seit 1900</i>	130
25 Fragen zur Poesie, zur Zeit, zur Person: Dominik Riedo	138

Gertrud Maria Macher

Frage

was tun rosen
in der badewanne

sie machen sich frisch
für dich

*

Prägend

nicht dass er sich schämt
zum durchschnitt
zu gehören

der haftet an ihm
seit seiner kindheit

*

Ohne Aufsehen

sommers
unter dem regen
verstreut die wandrose
ihr letztes lächeln
und niemand
zählt die blätter



Am Tisch

milchglanzmorgen –
du sagst das erste wort
ich ringe nach einem satz
unsere uns vertrauten gestalten
sind die umgebende welt
immer noch

*

Als wärs ein Gedicht

kleinlaut –
mein volk aus wörtern
rudert durch trübe tage

gleich flüchtlingen
sind sie da
ungewollt

*

Weimar

sehe
die verschwindende sonne
am Ilmpark
höre
Goethe
ist noch da
allumfänglich

Taumelspuk

noch träumt mir
von sommers glut
vom buch
mit unserer schrift
wohlgeordnet

nein –
ich schlage ein tuch
über feuer und sprachspiel

ein papierenes schloss
brennt leicht nieder

*

Verlegen

wenn er den seidenen schal ablegt
riecht es anders um mich
als sässe der duft
auf fingerspitzen
und macht verlegen

*

herzhaft
tanzt laub
im herbstwind

willst es anhalten
wie ein jüngling seine geliebte

was verweht
der wind –

weniger als nichts –
bewegte schattenmuster
am haus

drinnen
schreibt es jemand auf

*

mit uns
schlüpft die zeit
in herzritzen

wir atmen
bücherstaub
für den hunger
gegen den durst

*

strassen
die mit sich
alleine sind

verbinden

wo sonst
kämen wir hin

freund
gräbst
du dich
in asche

für mich
brennst du
immer

*

jage im herbstwind
den blättern nach –
jemand ruft:
kindskopf

*

schatten
sammelt sich
im verwesenden laub

wind streift
blasse wangen
von einem
der von letzten dingen spricht

gegen das ziehende licht

im weiss
am unteren rand
steckt ein wort
allzu höflich

kein satz
heute nacht
kümmert sich meiner
am unteren rand

*

tauperlen im gras
und weite im blick

erheiterndes
bleib

ein schattenriss
gräbt mir
die sprache der halme
zu früh ins dunkle

Markus Bundi

Zuckerwatte und Lebkuchenherz

I.

Ich habe etwas im Kopf, von dem ich nicht weiß woher es kommt, etwas, das mich bewegt, mich antreibt, doch ich weiß nicht, wohin und wozu ohne Zweifel habe ich etwas im Kopf, das sich bewegt und mir keine Ruhe lässt, was es auch immer ist, es hält mich auf Trab, womöglich ist es Zeit, denn es streunert, treibt sein Unwesen in meinem Kopf, etwas zeitigt sich, ha! Habe gehört, dass es vergeht, dass sie vergeht, die Zeit etwas ist, das sich nicht aufhalten lässt, weil sie ist, etwas ist, das zugleich nicht ist, sich im Verstreichen erst bemerkbar macht, stets entwischend ein Scheibenwischer, der seinen Dienst tut, ohne dass ich einen Knopf gedrückt hätte, wie ich auch nichts für den Regen kann; er fällt oder fällt nicht das ist Augenwischerei! – Wirkt das Klima, hat die Zeit längst eingesetzt, behauptet sich als unumgänglich, immerzu die Fortsetzung des Augenblicks, uneinholbar. – Das ist es doch, was ich im Kopf hatte und noch immer habe, den Schein und die Notwendigkeit ...



II.

... einer Fortsetzung, weil daran das Leben hängt, was aber doch wieder auf dasselbe hinausläuft, auf dieses Etwas, das ich habe, über das ich mich in Worten und Fetzen erschöpfe, die alle mit Warum beginnen, obzwar es doch nicht ich war, der diese Fragen stellte jedoch von allem Anfang an deren Träger bin habe mich womöglich auf dem falschen Fuß erwischen lassen, als das Denken einsetzte oder der aufrechte Gang, gleichviel, doch das glaube ich nicht, sage ich jetzt, einerlei, denn es gibt keine Schuld, keine Verantwortung, dafür hätte ich die Möglichkeit haben müssen, nichts zu denken. Schwöre also: Ich habe etwas im Kopf wofür ich nichts kann, es denkt sich fort und manifestiert Zeit; dieses Etwas führt von vorne weg das Vergehen im Gepäck, ist das Vergehen und ist das Gepäck, und ich möchte gern wissen wer diesen Rucksack für mich packte, denn ich war's nicht, weiß ich, sage ich jetzt, auch auf die Gefahr hin, dass ...

III.

... mein Gedächtnis nicht ausreicht, ich diesen Makel eingestehen muss, nein nur mir gegenüber zugestehen müsste, andernfalls bitte ich, meiner Unzulänglichkeit überführt zu werden, mir aufzuzeigen, wann oder wo ich mich zu wenig achtete, sodass mir dies Wasauchimmer zwischen die Ohren drang. Was ich rieche oder schmecke, was ich sehe und zu begreifen versuche, ist immer etwas anderes, ist nicht das, was den Schädel zu sprengen droht; hege den Verdacht gar nie angefangen worden, ein versehentlich in die Welt gesetzter Irrläufer zu sein, und wenn dem so wäre, hätte sich dieses Etwas in mir verirrt, wäre gefangen jetzt, verzweifelt um sich schlagend ... macht aber nichts, aller Wahrscheinlichkeit nach geht es nicht um mich, ich bin der willkürliche Träger von etwas, eines Etwas, daran scheinbar kein Gedanke vorbeiführt. – Was aber soll's? Werde mich halt weiter fragen, wie mit einem Geschenk umzugehen ist, dessen Inhalt ein Rätsel bleibt und von dem ich den Geber nicht kenne.

Ana Lang

Nomade sein

die streifen
am himmel
ein menetekel
über der wiese
im einheitsgrün
dem dorf

zeichen
erscheinen
verwischen
und nicht mehr
zu entziffern

es sei denn
wir lernten
zu lesen

werden
wird gewesen sein

*

nomade sein
zwischen
den sätzen
durchs wortland streifen
gesammelte fragen
im mund

*



nur
einen magenta-roten
ausschnitt vom bild
will ich mir nehmen
und in deinen tag setzen

*

lesen
die augen
wandern lassen
ahnen
was ist
zwischen
wort und wort

*

morgens
um sechs
vor dem spiegel
im bad
blickst du dir entgegen
prüfst die zahnreihen
bis ein frisches wort
entweicht
dich zum lachen bringt
und mit dir
zur arbeit will

Ingeborg Kaiser

altersruh

zurückgeworfen
beginnt sie zu
kritzeln nachrichten
ans leben das
sie verlor

*

vielleicht morgen
sagt die
hoffnung möchte
es glauben

zu erhoffen sei
nichts sagt
der wille

*

schwer der
zwölfmonatskelch
daraus zu trinken
tag um tag



in nächten ohne
schlaf kommen
deine worte bringen
den traum

*

suche suche nach
einer antwort
bei den dichtern
treffe suchende

*

spät geworden
nichts mehr zu
erhoffen bis
auf den traum

*

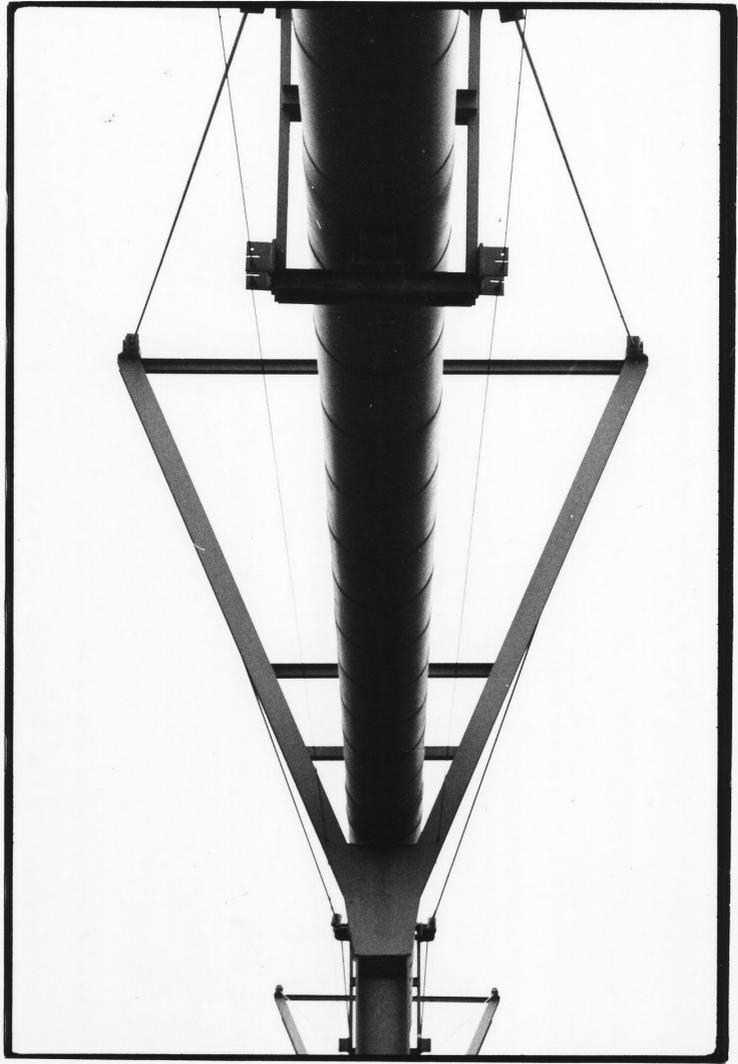
entschwinden ist wenn
du nicht mehr den
regeln folgst nichts
mehr erhoffst
erwartest entschwinden
ist freundlich und
kaglos ein
stilles fliehen

Jürgen Rebmann

Industrie-Impressionen

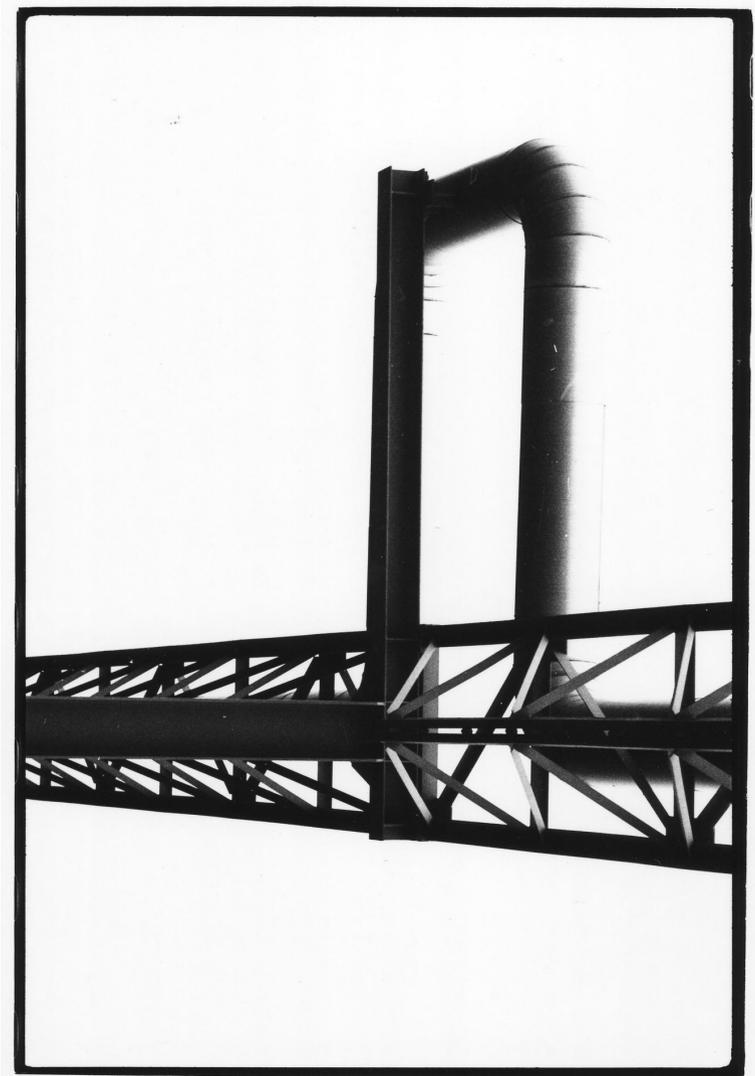
Die Formensprache der Industriearchitektur wird hier reduziert auf einfachste Strukturen (Linien – vertikal, horizontal, quer – Rundungen) und die Farbwerte Schwarz und Weiß. Durch diese Reduktion entsteht eine Poetisierung des Gesehenen. Fabrikanlagen werden – aus ihrem Kontext herausgelöst – zu fotografischen Kunstobjekten, in die sich das Auge des Betrachters gerne hineinziehen läßt.











romie lie

neue poesie

nach
der doppelstämmigen buche
und dem grenzstein
hinauf
ins land der vögel
die hundert namen des schnees
zu lernen
bei der eibe
zweigt der weg ab
führt steil
zu den ersten buchstaben
des geheimnisses
aus jeder richtung
necken mich die raben
meine sinne verwirren sich
ich lache
und stehe wieder beim grenzstein
der doppelstämmigen buche
kreist noch
der atem des schnees
in meinen gliedern
wildpferdchen versteckt
im inselland der hundert hügel

schaumspur durch lichtspindeln
du schöner mond über pupnat
dem dorf mit räuberblut

die lindenallee von blato
bin ich gegangen
doch erst in deinem schaumwurf
trinke ich
von deiner salzsprühenden weite

wir brauchen ewigkeit
das alte licht der sterne



Pastiche

hier wächst efeu mit pfiff. der dackel fifi ist kein weihnachtsgeschenk und kein osterhase. frau kocher teilt diese ansicht. und der mann – im bahnableit gegenüber – scheint zuzustimmen. ausser wir wollten jetzt mit tintenblauen stöckelschuhen in die unvereinigten emirate auswandern. heiss soll es dort sein, viel sand und wenig wasser. der bahnhof ist kein meisterwerk. der mann nickt. sein hut rutscht ihm tiefer in die stirn. das unterlassen wir, und dem efeu schauen wir nicht länger zu. schliesslich betrachten wir den horizont von einer anderen seite. mit vorteil.

Nachgesang 1

der schatten wurde mir vor die füsse gespült. ich konnte nichts dagegen tun, wurde nicht gefragt. spirit to go. je grösser der unrat, umso heller die perlen. nur was gut verwurzelt ist, kann wachsen. schöne sätze. vielleicht helfen sie, und ich komme bedenkenlos auf besagten gipfel.

Nachgesang 2

zu kämpfen brauche ich nicht. nur zustreben. das genüge, wird mir versichert. zumal niemand um rat gebeten hat. die maus und das meer, sozusagen, wenn sie aufeinanderprallen. und über eine lebbare zukunft verhandeln müssen. weder meine, noch deine.

Nachgesang 3

steht keiner zur verfügung.

Beresniki

sodom deine gier gomorrha deine trägheit die kraterwände
senkrecht ganze viertel weg beresniki dein feuer dein ge-
stank du zerfällst sodom vom rand zur mitte gomorrha du
versinkst vor unseren augen unvorhersehbar trotz grösster
kameradichte und weiter wird gefeiert weiter sich im
kreise gedreht und dein reden über sicherheit sodom-
beresniki und unser schweigen über die bilder gomorrha-
beresniki priester und propheten werden weggeschafft
zweifler und hellsichtige in den tod getrieben wir wissen
wir sind verloren dennoch legen wir parks an die schön-
sten flecken erde wollen nicht sehen wie sich der boden
wellt auch wenn nachts keiner mehr schläft weil er es
hört und spürt in seinem bett das beben und rumpeln wir
tanzen und kämpfen wir lachen und trotzen –

grösstes kaliminenwerk der udssr, stollengänge brechen ein, beres-
niki ist verloren trotz internationaler überwachung

am mohnberg
regenstimmen
alterslos

todähnlich
unser schlaf

wecken uns
wind und sonne
zum gebirg
der roten gegenwart
fragen wir

wie wird der tag
in den ketten
unseres traums

1

starenstürme vor der sonne

was
nach dem schmetterlingstal
und seinen gedichten
begehrt mein herz

öffne die flügel wie
es der wind verheisst
höre ich eine stimme

2

sei nicht traurig
fährt sie fort wenn
der mond aufgeht wie
eine geplatzte frucht

du tanzest nicht
mit dem tod

sei furchtlos

dieser mond kommt
erst in neun
und neun jahren
wieder

mon visage tourné vers le soleil
but in tears
unfassbar ist das vogelsterben

trotz den stimmen im himmel
mon corps est figé
and in pain

who knows
ce que pensent nos ancêtres
wenn die sonne sinkt

*

ein letzter tag
vor den bizarren
felsenketten

nah
rauscht der wasserfall

in die stille
des himmels

voll krähen
palaver

und sich wiegen
eines busshards

in der weichen luft

still sitzt
die stunde
neben mir

und atmet

noch ehe
die vögel pfiffen
mit meinem atem
unterm arm
die grosse reise
begonnen

die alte heimat
liegt schon
im nebel

doch die bäume
meine holzengel
bleiben bei mir

nun ruhen
meine füsse
ostwärts

tag und nacht
gleichzeitig
im zimmer

ich träume die träume
fremder menschen

geweckt zum glück
von wasservögeln

zu erfahren ist nur
das geglaubte

und das ankommen
wird das reisen
bleiben

Zsuzsanna Gahse

Großkörper

Es ist wie bei Morandi, in ganz London sehe ich ständig Morandi. Großvasen, Großkörper. Morandi in Großformat. Die Vasen drängen sich, bedrängen einander, oder sie stehen ruhig für sich. Wie bei Morandi. Kleinere und größere Körper. Gebäude. Gebäudekörper anstelle von Vasen, aber sie stehen mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie die Morandi-Vasen, und es ist ähnlich interessant, sie zu sehen.



Im Boot

Am Bodensee wiege
ich mich in Sicherheit
in einem Boot, die Sicherheit
und ich sitzen im selben Boot,
und manchmal sage ich
sogar laut, was ich denke.

Meist lasse ich das
Denken aber fahren
und lerne auswendig
was die anderen und
die Nachrichten meinen.

Erst kommt das
Auswendiglernen, dann
kommt die Moral, sage
ich mir neuerdings und
lese die offiziellen Listen
durch, die im Rundfunk
und Fernsehen die
Hauptrolle spielen.

Demonstrationen am
Rundplatz, am Eckplatz,
nun haben sich die Soldaten
zu viel erlaubt, sie haben
sich zu wenig erlaubt,
Gummigeschosse von
beiden Seiten, die
Demonstranten sind
Aufständische, lerne ich
und weiß, dass ich mich
auf die herkömmlichen
Sprechelemente verlassen
sollte, müsste. Augen zu und
durch, sagte vorhin auch Jan.

Demonstranten, Rebellen,
Separatisten, Abtrünnige,
Meuterer, Protestierende,
ich weiß bei welchem Land
und in welchem Fall ich
welches Wort zu wählen habe,
und ich weiß, wie es mir ergeht
falls ich ein falsches Wort
nenne, jenes Wort, das ich
denke. Von wegen denken,
denken ade. Angst habe ich,
sage ich den Fischen,
sobald es dunkel wird,
und ich sage ihnen,
während sie sich neugierig
um mich scharen, noch
weitere Wörter: Streik,
Boycott, Smash mob.

Die Fische heben die Köpfe,
schauen aus dem See
heraus, und bei den letzten
Wörtern fliegen sie los,
verwandeln sich in Adler,
Seeadler, wollen ebenfalls
einmal auf ihre Weise
demonstrieren, aber
ich hole sie herab, erzähle
ihnen von Milliardären,
Oligarchen, geschickten
Captains, erzähle abgeklärt,
abwärts geklärt, durch das
Erzählen wiederum aufgeklärt,
und das ist, was ich mir
wünsche, nicht die Abklärung,
das sage ich ihnen und heule
eine Weile, so dass mein
Salzwasser zu ihnen hinab
sickert, und sie verstehen viel.

Am Bodensee, zwischen
mehreren Ländern,
wo sich der Rhein duckt,
so dass man kaum sieht wie
er durch den See schleicht,
überlege ich mir, mit dem
Denken postwendend aufzuhören,
weil es keinen Sinn hat, keinen
Sinn macht, Ende, aus ist es!
Oder natürlich hat es einen Sinn,
und gerade das, was ich nachts
im Boot denke, ist natürlich.
Ja, da muss man sich wohl
einfach hinsetzen und weiter
überlegen, während die Fische
wieder sprungbereit sind.

Aber tags weiß ich, dass ich
besser auswendig lerne
welche Demonstrationen
richtig und welche wiederum
böse Meutereien sind.

In der Früh versuche ich
es wieder, hämmere mir
in den Grind ein: Demos
Aufständische, Polizisten,
Miliz und so weiter, so der
Wortgebrauch je nach Land.
Zwischendurch habe ich
etwas Eigenes gedacht. Das
ist mir passiert. Doch gleich
darauf senke ich den Kopf.
Nicht aus der Reihe tanzen.
Man, man, man wird schon
wissen, warum einem was
vorgesagt wird, und ich sollte
einfach abgeklärt nicken. Soll
ich das? Soll ich das?

Mitten im See, schon am
Ertrinken, ruft Jan, dass ich
nur zu sagen brauche, was
man sagt, nicht denken,
einfach durch und nachsagen.
Im letzten Augenblick kann
ich ihn noch ins Boot holen.
Er ist völlig erschöpft, ich auch.

Nordost mit Wasser

Lena, Wunderbare, denk ich seit einer Weile.
Kalt im Mund, vom Satelliten aus gesehen hat
sie ein Hundsgesicht und dazu die Baikalsee.

Yakutische Öllöhne, nach Sibirien
verbannt, eher dort beheimatet, mit Turksprachen
bewandert, bewandert in den Wintermonaten,

weil vereist. Was weiß einer von den sibirischen
Sommern! Katastrophale Überflutungen. Die
Leute schwimmen davon, die Häuser geben klein bei.

Die Lena. Fließt in einem trägen Dreizehnertakt,
sichtbar in ihrer sibirischen Breite samt der
Deltamündung. Die ist wie die kaputten Venen

alter Leute, verästelte, nicht ungewöhnlich für
alte Personen, für das Flussdelta auch nicht in
dieser Verbannungslandschaft Sibiriens, golden,

golden river, eher silbern. I lost my heart, sagt
man dann, obwohl einem das Herz höher schlägt,
das ist ein Gewinn. Die breite Lena. Eher Ljena,

auf der zweiten Silbe betont? Russisch? Man stelle
sich vor, dass sich ein Fluss selbst benennt. Ich, Ljena, mehr

als viertausend Kilometer lang. Wasser, was nur
irgend Wasser sein kann, fließend, nicht stehend, wobei
ich nicht weiß, ob ein Wasser je stehen kann. Steht ein

Meer? Glucks, weg, Sendepause. Schallübertragungen
im Wasser werden längst untersucht, auch im Zweiten
Weltkrieg war das ein Thema, Unterwasserverhandlungen, während die
Lena zum Arktischen Meer fließt, vom Baikalsee nach Norden. Unten im
Süden, am Baikalsee, essen sie gerne eingerollte Hühnerbrüstchen,

Hühnerrouladen mit gebietsnahen Gewürzen gefüllt, paniert und frittiert – so dass einem die Gewürzluft in die Nase steigt, und diese saftigen Röllchen gab es früher auch im europäischen Osten, in den Baikallokalen, das gehörte zur Politik, Hühnerbrustpolitik, frittiert. Kalte Zeiten waren das, auch gegen die Ljena, nicht golden, eher eisig, nach wie vor ist sie mehr als frostig und weiß bedeckt. Monatlang schwimmen die Fische unter der festen Eisdecke, und sobald die Schmelze einbricht, rötet sich ihre Haut, Schuppenröte.

Breit liegt die Lena in Sibirien, in einem Verbannungsgebiet. Bei der Mündung ist der Fluss hundert Kilometer breit und noch breiter, und ringsum hat das Wasser die Arktis als Ziel. Erst den Lapteewsee, dann die Arktis. Auf dem Festland im Norden weiden abgekämpfte, abgehärtete Rentierarten. Die Leute mit ihren roten Nasen wollen nicht in den Süden ziehen, da es dort kein Fleisch gibt, jedenfalls kein Rentierfleisch, außerdem würden sie im Süden die Kontrolle über sich verlieren. Weiter unten, flussaufwärts, sitzt in Yakutsk ein Mann am Fenster und sieht die zugefrorene Lena. Seit Tagen liest er Spinoza in der eisigen Helligkeit, er liest ihn schon zum dritten Mal und meint, ein gutes Buch ins Jakutische nicht gut übersetzen zu können, zudem denkt er, dass er einer der Letzten sei, der noch jakutisch spricht, nur fehlen auch ihm viele Wörter. Was er sagen will, fällt ihm oft zunächst auf Russisch ein oder auf Englisch, und dann sucht er nach eigenen Wörtern, die es nicht mehr gibt. Verschwunden sind sie oder vorübergehend eingefroren. Täglich geht er zum Fluss hinunter und schaut sich um.

Störe

Auch gegenwärtig gibt es wunderbare Romane, allerdings drängen Verlage, Buchhandlungen und die Medien diese Literaturgattung zu sehr in den Vordergrund.

Dabei gibt es die Störe! Störe bewegen sich zwischen den langen Erzählweisen und den Gedichten, zwischen Essays und Novellen, szenischen Texten und Performance-Vorlagen, damit spiegeln sie die Moderne bereits seit Jahrzehnten, nur wurde ihre Bezeichnung bislang verschwiegen.

Stör ist natürlich nur ein Deckname. Das ständig Neue, das nicht in die festen Rubriken passt, wird seine Identität nicht so leicht verraten. Die heißt womöglich Nonofthem – Non of them.

Die Bezeichnung Stör soll bei allen Kulturinstitutionen, Verlagen und Buchhandlung bekannt sein. Und damit in den Buchhandlungen niemand zu lang suchen muss, bitten wir, diese Literaturrechtung in Zukunft auszuschildern. Denn es lohnt sich, die schillernden, schwer fassbaren Störe einzufangen.

Irena Habalik

Wenn Tausende ertrinken

Wer zählt sie? Eine Zählmaschine?
Wer vergießt die Tränen? Das Meer?
Wer besingt sie? Die Wellen?
Wer erzählt ihr Leben? Die Fische?
Wo liegen die Leichen? Am Grund? Tief, tiefer?
Wer zündet die Kerzen an? Die Herzen?
Der Gestrandeten? Der Ohnmächtigen?
Und die Seelen? Liegen sie flach, dicht
am Kadaver geklebt?
Erheben sie sich nachts? Fliegen sie weg?
Zu den anderen Planeten? Mars, Venus?
Wir sehen sie fliehen, flimmern, uns zurufen,
wir verstehen kein Wort
staunen was soll der Fleck in unseren Augen
Und wer sind wir auf der anderen Seite des Ufers?

Fluchtsand in den durstigen Wimpern
Meereswellenschläge im Magen
Durch das Schlammige
das Durchgebrannte angekettet

Im Sternenbett zu Dämmerstunden
erscheinen wir uns selbst
als Marionetten
im Märchen aus tausend Nächten

Wir alle suchen die Weite
aber am liebsten
fliehen wir vor uns selbst

Nein wir fürchten uns nicht vor dem Wald
Er lenkt den Gang sicher voran
Schärft den Blick für das Bodentiefe
Das Gespeicherte gibt er dutzendmal zurück
Nein der Wald ist es nicht

Wir fürchten uns vor dem Boot
Da sitzen wir eng und nass
da stehen wir auf den Füßen der anderen
wie in einem schlecht geschnittenen Film

Staub der Sterne in den Augen
Und immer das Spähen und es kaum zu fassen
Was uns trägt, trägt uns immer weiter
dorthin wo das Dunkle und Feuerrot glitzern

Hinter uns das brachliegende Land
Geruch nach der Asche

Das All zieht sich zusammen
die Weite rückt immer weiter
Dieses verfluchte Schreien des Wassers im Kopf
Mit tausend Träumen überfülltes Boot
kippt es um
Wer rettet uns in welcher Sprache der Engel

Was weiß das Gedicht?

Kennt es seinen Klang, die Farbe, das Gewicht?
Spürt es den Raum, der einsamer wird? Sieht es ein Hand-
gelenk, eine Tastatur, die Worte, die drängen aufs Papier?
Ruft es deinen Namen nachts? Bläst es dir
das Irrlicht in die Stirn?

Du steckst den Kopf in seinen Sand, zählst den Rest
hebst das Glas mit seinen Initialen, du erhebst dich
bist riesengroß, während es schrumpft und umgekehrt
du horchst an seiner Tür, suchst Zuflucht in der Schrift
du ahnst was innen quillt nach außen will

Es ergötzt sich an deinem Geschlecht, es ist dein Sprung
ins Vogelgezwitscher und
es liebt dich wie ein Lieblingsgericht, es spuckt dich aus
mit Haut und Haar, kehrt um, du bleibst zurück
wo du nicht bist, es ist was es ist (E. Fried).

Das Licht im Gedicht

Es ist das Licht welches das Gedicht umwirbt
ein und ausatmet sich an seine Brust lehnt
so weilt es eine Zeitlang so will es
ein Teilchen von ihm sein ein kleines Zugeständnis
es weiß das Gedicht blickt zu ihm nennt seinen Namen
schärft den Sinn für die Tiefe
und es ist das Licht das die Farben des Gedichts
vertauscht in der Mitte verdünnt mildert
an den Rändern stärkt
in weiteren Abläufen neue Farbpigmente bestimmt
sie feinstrukturierend aufträgt sie filtrierend
zögernd dosierend der Augenfarbe
des Betrachters beimischt
und auf der Weißoberfläche ein paar Goldspritzer
hinterlässt es das Licht im Gesicht

Die Linien

Man sieht es genau; die Linien gehen spazieren
auf dem weißausgelegten Feld, noch wird keine Richtung
verraten, noch nicht sprüht es Farben, elegante,
filigrane Gebilde, Pilger zu den Geheimstätten
Tiefspuren hinterlassend. Ein Wink von der Seite,
wie die aufgeschreckten Puppen beginnen sie zu laufen,
kreuz und quer durch die leichtgewellte Ebene verbiegen
sich, verflechten, verknäulen, ein Wirrwarr,

man sieht es ungenau, da rechts vom Graziösen
nur ein Rest und alles was sich bewegt, das Fläche
schweben lässt, wird vom Rand zurückgedrängt,
an der Grobkante enden. Ob es wohl helfen würde,
in die Breitrahmen zu springen? Sich dort zu
vervollkommen.

Den Wildlauf könnte man verhindern, wenn man auf sie
aufgepasst hätte.

Es hieße dann: Wenn die Linien spazieren gehen.

Nicht allein bist du auf der Flucht
wir alle flüchten mit
Seit gestern seit Jahrhunderten
Nach Norden Süden in die Mitte

Von einem Himmel
zum anderen

Ich eine blonde Negerin
Brancusis Garten entsprungen
du mit den Augen eines Fisches
der ertrunken
wir gefallenen Engel ewigen Juden

Doris Mauthe

Notate zum Tage

Meine große Schwester ist tot.
Meine große Schwester ist tot.
Ich habe meine alte Schwester verloren
und eine Handvoll junger Schwestern gefunden
am Gnadensee bei Nicola.

Die untere Tür im Bücherschrank
zieht mich magnetisch an, ich muss sie öffnen.
Der Schrumpfkopf,
den ich mir vor 70 Jahren heimlich anschaute,
damit mir gruselte vor meinem Vater
und seinem Gastgeschenk aus Peru,
liegt nicht mehr drin.
Nur Short bread und Marmelade.
Oben das Wissen der Welt
unten ein Menschenkopf.

Der See
am Tag von der Sonne gewärmt
hat mich am Abend ausgekühlt
bis auf die Knochen.
Annette kocht Tee und wärmt sie wieder auf.

Der Gnadensee hat uns begnadigt.
Die Glocke läutet für uns.
Aus dem Zwiebelturm
kommen die Töne
in unser Leben.



Ich beschäftige mich mit dem Tod,
sagt mein Freund.
Ich räume auf.

Du nennst ihn eine alte Seele,
die nicht mehr lange wandern muss
und bringst mir sein Buch
mit dem Bild, auf dem er sich entfernt.
Jetzt ist er wieder nah und ich danke dir.

Wir sitzen am Rhein,
der alte Vater Rhein,
auch er eine alte Seele,
immer auf Wanderschaft.

Zwei Schwestern, so hübsch, so klug,
so elegant und so ähnlich
sie strahlen vor Glück von innen heraus
und feiern die Übereinstimmung
ihrer schlanken Körper
und ihrer hochgesteckten Haare.
Ich habe Sehnsucht nach meiner Jugend
– wie lange nicht mehr.
Ich staune über die plötzlichen Tränen
und lächele sie weg.

Berliner Tage im April und Anfang Mai
Sonntags zwei Seiten Todesanzeigen.
Immer nur sonntags,
als würde man nicht
in der Woche sterben können
an einem gewöhnlichen Werktag.

Die Jahrgänge zwanzig suche ich mit den Augen,
die Jahrgänge vierzig lege ich beiseite,
wie die Tarotkarte vom Tod.
Das unabwendbar endgültige Ereignis
noch einmal zurückgelegt in den Stapel!

YOGA

Mit unseren Gurten im Rücken
sehen wir aus, als wüchsen uns Flügel
wie Ikarus.
Wir werden nicht zur Sonne fliegen,
nicht verbrennen, nicht vom Himmel fallen,
nur alte Schmerzen lösen, so uralte,
dass einem schlecht wird und schwindelig.

Virasana

zieht an den Beinen
als müssten sie reißen
und das Blut schießt in die Wangen
rot sind sie wie beim ersten Rendezvous.
Der Schmerz macht sich davon
auf leisen Sohlen
ganz ohne Ibuprofen.

Lotussee

Weißt du noch der Wasserfall
im Bergell bei Soglio?
Hinter den Kastanienwäldern
schoss er ins Tal.
Heute waren meine Beine der Fall
und mein Becken der See.
Noch nie so verflüssigte Beine gehabt
wie an diesem 2. Mai.

Shavasana – die Totenstellung

So abgelegt der Körper auf dem Boden
kann meine Seele aus dem Körper schlüpfen
wie das Kücken aus dem Ei.
Schon schwebt die Seele über dem Körper
und tanzt mit dem Wind in den Wipfeln,
dann kehrt sie zurück, gottlob.
Kein Schmerz, wenn Körper und Seele sich trennen.
So also kann's gehen.
Keine Angst mehr vorm Tod.

Als ich sieben war und klein
machte ich die Brücke wie im Spiel.
Jetzt, wo zur sieben
eine zweite sich gesellt hat,
ist die Brücke schwer wie Blei.
Aber – schaut her, ich kann es nicht glauben,
sie wölbt sich.
Über sieben Brücken
möcht ich gehn mit meinen 77.

Vorhang auf für den Lerchenchor.
Auf der Höhe von Leuengarten
über dem goldenen Rapsfeld
singen sie auf großer Bühne
auf der größten Bühne der Welt,
im blauen Himmelszelt.
Nausdorf, Himmelfahrt

Mein Buch bedeutet mir mehr
als mein Grabstein

Nana Pernod

Wasserfallnacht

im Schacht
Gasperlen
Lichterglanz
Augenlied dein
mein Blaulicht

treppab
Schneeflockenlaich
Leben in Welle
Schaumkrone
WonneDu

Nachtfall
gewässert
Flussbreitenglanz
Flossenschwarm
Ententeich
gefällt im Tropfen

Bienentraum

melodisch
Fang
Wiesenblühn
gewunden im Mohnrot

Grünflucht
gesessen
aufgebäumt
Blauauge in Meersicht



Talau

Sonnenkrone
Strahlenträne
Pfeildurchstoss
getränkt

im Blumenmeer
allein
ein Flugblauschwarm
farben
zur DirRichtung
meiner Lichtung
Sprung
still getaucht

Langsam

Wolkenbruch
Spurnebel
Säbel
Zücken
im Rücken
Häuserreihen
fliessend
Tunnelschächte
im Schneckenrhythmus

Muschelrausch

zum Zelt
Dein Gott vergelt's
Sandkornasche
Blutherz
davongeschwommen
benommen
ichdichlich

Ruderschlag
Bootsfliege
Mastgesang
Horizontschwinden
Treppenkonglomerat
verabschiedet
im Muschelohr

Schweissmeer

Sonnenwelle
bergauf
Rille in Stille
feuchtes michlichdich
Grashalmtrompeten
betäubend
im Du schwimmend
rinnend
auf Gipfel
Schaukeltraumnacht
entwässert

Triade

fein im Klein
Schwarzherztöne
Pfetensamt
Triade

gesprungen
Schach
satt

Gelbhorn
Rosenhain
Blauwolke
versunken
dichlichmich

Gabriele Loges

Gefunden

Zwischen Hügeln sommergrün der Tanz
ohne Netz mit doppeltem Boden fliegen wir
hinauf in das Nest
hinein in den Kasten der Zeit im Getriebe getrieben
umsorgen die Kinder den Vater die Mutter
gefangen
warten wir zählen Jahre Stunden – bis endlich vielleicht
mein Hoffen: Du bist nicht tot und wir fliegen wieder.

Der Traum

In der Frühe
aufgewacht mit dem Bild des Sägeblatts
blutrot
griff es nach der Mutter und
ließ sie wieder
frei.

Bald 90

Warten auf später, auf dann. Wenn die Blaumeisen den
Kleiber wegpicken. Ihn, der kopfüber das Vogelhaus ver-
lässt – im Auge der Katze, flugbereit. Doch schon ruft der
Eichelhäher: Leere ringsum. Warten auf gestern. Wenn es
dunkel wird, ist es Abend.



Lampedusa

Einst waren sie Fischer. Doch jetzt auf dem Gummiboot Punkte, die auf dem Wasser treiben. Dem anderen Ufer so nah. Bestraft wird, wer ihnen die Hand reicht. Das Gesetz will es so. Ein Meer als Grab.

Bis endlich der Menschenfischer das Wort erhebt. Jener Franziskus sprach einst zu den Vögeln mit Brotkrumen in der Hand. Dieser Franziskus findet Worte in einer Zeit der Glückskekse, die Zukunft orakeln und verkünden, auch Fischer sind Menschen, die den Fangrechten hinterherjagen.

Erfolglos.

Wie die Mäuler stopfen der Kinder? Wartet, wir segeln ins gelobte Land, sofern sie uns aus dem Meer fischen.

Sprechende Steine

Am Meer sammelt sie sprechende Steine. Sie weiß um die Schönheit des Himmels und des Meeres. Aber ihr Blick wandert in Richtung Boden. Dort, im Sand, liegen sie und warten. Mit ihren Geschichten. Ein Bär auf der Flucht, eine Frau mit wehenden Haaren, eine Gazelle, die nichts vom Tod weiß. Manchmal sagt ein Stein, dass sie ihn umdrehen soll. Wie dieser eine, oval-runde. Sie nimmt ihn auf. Er liegt mit seiner meerfeuchten Unterseite in ihrer Hand. Ein Auge. Aus Stein. Und doch. Es schaut.

Morgendämmerung

Es ist fünf Uhr. Die Frau nimmt die Klänge der Großstadt wahr, die mehr werden, während ihr Schlaf leichter wird. Eine Geräuschbalance, die der Tag gewinnt. Der Mann liegt neben ihr. Atmet regelmäßig und schwer. Die Träume halten seinen Schlaf fest. Sie wartet.

Leonor Gnos

Tagestöne

Alarm der Unruhe
aufgelöste Klangfolgen
brüchig
nur die Melancholie
verharrt in ihrem Ursprung
betont die Dinge
die sich krümmen
bis sie abhanden kommen
zuletzt bleibt der Knick

*

Ich traue dem Krieg nicht
der Gewalt dem Schrei
dem Kindermord
ich hörte dass sie zurückgeben
was ihnen nicht gehört
die fremde Frucht
die Seelen der Söhne
dass sie die Musik teilen
den Trost des Schattens
und den Rauch

*



Die Zunge wasche ich mir
von der Sucht nach der blauen Frucht
springe ins Geflecht meiner Worte
stolpere über die Nadel im Heu

Als erste will die Welt meinen Frieden
drängt ungeduldig
ich lasse ihr den Vorrang
und meinen lieben Frieden
gehe in die Wälder zu den Wölfen
den Vielgereisten die heulen
weil sie ihresgleichen suchen
ich jaule die ganze Nacht
einer nur lässt sich blicken
seine Augen leuchten schwefelgelb
als er mir entgegenkommt
in der Morgendämmerung
gemessen gross und weiss
ich will mich verneigen
aber er geht an mir vorüber

*

Wenn Nüsse fallen
vom Baum pickt einer
das Schalenblut
auf Winterwegen
bleibt der Kern liegen
bis die Blüte
das Blut zurückkehrt
ein Vogelschatten
über meine Zeilen fährt

*

Das Meer dringt ins Zimmer
ich suche meinen Platz
zwischen Flux und Reflux
der Schlaf schmückt sich
mit meinem Traum
der Traum mit mir

*

In der verlassenen Erde
zittert das Gras
der Fuss trifft einen Stein
sucht sich ein Ziel
Auf der Fahrt im Zug
die Gegend losgelassen
das Rasen der Luft
das Herz meiner Lieben

*

Ein Pendel ein Glockenton
versteckte Schönheit
schützt meine Lebensliebe
der Vollmond züngelt
zwischen den Lamellen
legt eine Lippenspur
listiges Lachen Aufschwung
meiner Gemütsbewegung
zurück zum Ursprung
zur Absicht meiner Weiblichkeit

Nikolaus Cybinski

Einige Aphorismen aus einem alten Kopf

Faszinierend seine Gedankenblitze. Ohne Donner.

Ein schweres Buch. Je weiter er las, umso leichter wurde es.

Er hatte immer eine Antwort. Selbst auf keine Frage.

Ein kurzer Gedanke. Ohne Ende.

Der liebe Gott. Unsichtbar im Blau des Himmels.

Sein Herz wollte nicht mehr. Doch der Schrittmacher funktionierte.

Manchmal sah er auf seine arthritischen Finger und zählte sein Verfallsdatum ab.

Peter Salomon

Aus meinem Stundenbuch

Ich lebte grad, da das Jahrtausend schwand.
Die Heimcomputer, hieß es, stürzen ab.
Dies Thema war es, das der Zukunft Würze gab.

Beim Glockenschlag fiel mir die Hand herab
Vom Kopf. Weit sah ich in das Land
Es war nicht mehr so weit, da lag mein Grab –

Die Sonne scheint

Die Sonne scheint, es riecht nach Linden.
Das ist der Duft von Alt-Berlin.
Dort stirbt die Mutter, ich kann nicht hin.
Wir werden uns erst jenseits wiederfinden.

Man ist so alt heut, wenn die Eltern sterben.
Ist selbst schon krank und zieht Bilanz.
Was soll der ganze Firlefanz
Mit achtzig noch etwas zu erben.

Die Sonne steht schon tief, die Linden duften.
Das war schon so, da war ich noch ein Kind.
Ich trug die Nase hoch im süßen Wind.
Jetzt alt in Konstanz würd ich selber gern verduften –



Forever Young

Ich habe entschieden den Eindruck
Daß das Leben, das war, eine schöne Geschichte ist.

Aber weil niemand sie aufgeschrieben hat
Ist sie flüchtig wie ein Traum.

Ich erinnere mich an viele Einzelheiten
Und schon sind sie wieder weg.

Wenn ich in dem Wenigen lese
Was ich von der schönen Geschichte
Zu Papier gebracht habe, lyrisch verkleidet
Wird es deutlich: Sachen, die man
Aufgeschrieben hat, altern nicht mit einem.

Der Leser wird alt, die Geschichte bleibt jung –

Stimmen aus der Oberstufe

»Lies keine Oden, mein Sohn, lies die Fahrpläne:
Sie sind genauer. Rolle die Seekarten auf,
Eh es zu spät ist. Sei wachsam, sing nicht.«

»Ich muß nicht wachsam sein um zu wissen:
Fahrpläne sind was von gestern und verschwunden
Im Altpapier, genau wie die Seekarten.

Wir haben jetzt GPS und google earth, Hans Magnus.
Oden hingegen gibt es noch. Und
Gesang und Musik erfreut allzeit unsere Seelen« –

William Turner: Die letzte Fahrt der Temeraire, 1838

»Die größte Schwierigkeit für die Kunst ist es
Bewegte Luft darzustellen
Wie einige den Wind nennen.«

Auf Willam Turners Gemälde
Herrscht vollkommene Windstille.

1805, in der heroischen Zeit
Segelte das imposante Kriegsschiff
In der Schlacht von Trafalgar.

Jetzt außer Dienst gestellt und abgetakelt
Wird es zum Abwracken geschleppt
Von kleinen wendigen Raddampfern.

In gespenstisch blassen Farben erscheint
Der riesige Schiffsrumpf; auch die tiefstehende
Sonne gibt keinen Schimmer ab.

Die Luft steht still, nichts
Kann sie bewegen
Die modernen Raddampfer

Auch nicht –

Arno Holz geht mit Mohrchen spazieren

Mohrchen ist dackelähnlich.
Er hat kein Fell, seine Haut ist
Vollständig nackt, aber
Von schwarzer Farbe, so daß er nicht
Aussieht wie ein kleines Schwein. Nur
Auf dem Kopf stehen ein paar lange Borsten.
Mohrchen vibriert ständig mit dem ganzen Leib.

Ein Soldat bleibt stehen und fragt Holz:
»Sajen Se mal, ist det een Jummihund?«

»Nee«, sagt Holz, »det is Mohrchen.«
»Ah, jut!«, sagt der Soldat und salutiert.

Holz vergißt, dieses Erlebnis
In ein Gedicht zu verwandeln.

Aber am 12.6.1899 erzählt er es
Als Anekdote dem Freund Reinhard Piper.
Piper nennt sich zu der Zeit Reinhard Ludwig.
Ludwig ist auch Lyriker.

In seinem Buch *Vormittag. Erinnerungen
Eines Verlegers*, München 1947
Berichtet Piper davon. Aus dem Lyriker
Ist inzwischen der Verleger geworden.

Arno Holz ist 1929 gestorben.
Den Nobelpreis hat Thomas Mann bekommen –

Gianni Kuhn

Amplifikationen

Einstiegsloch

Krankhaft gesteigerter Appetit auf dem Gehsteig, es
hallt schwarze Löcher und andere
Himmelserscheinungen, eingestreut in das feinkörnige
Ergussgestein der Sternenpostämter, hier die Milch
hinstellen!

Die Dinge hier unten lassen sich kaufen, nur schwer
kauen, schwerer noch verkraften, Wunden:
das Knien vor der Apotheke im giftgrünen Schatten
deiner atlantischen Augenboote, Schnittmuster,
das unweigerlich in die feuchten Kniekehlen zwingt,
die endgültig geschlossenen Lider zur Nacht.

Einzig Wurmstücke bleiben, Fäden und silberne
Platten, von Knochenscharnieren ganz zu schweigen,
Tafeln der Beringung, der Bereifung, der
Fortpflanzung, der Versuchung, der Verseuchung.

So schneid er das Licht! Ich drehe und sehne, ein Lied
zu fassen.

Vorgeschmack Forst

Der Vorgeschmack auf den Forst der Liebe
häuft die Luft zu behaarten Ballen, blonde Ballone,
die du an mich drückst: Luftgöttin, die mir
aus den Lungen das Nadelzeug stichelt, singst
Nachtlieder, bis an den Rand der Rehbräunung leckst
du mir Haut und Haare, dein Wesen ist Chlorophyll.



Schlanks Beginn

Wie Honig und Salbe, Verdrehtes,
haust ab vor dir selber, wenn sich das Doppeltor deiner
Lungen in den Kapillaren den Schmerz holt.

Bohrt bis zur Auslöschung, hat dein Knochengerüst
erfasst, junge Frau, kein Gefühl mehr für Schmerz, wo,
wenn keine Warnung vor der Enthemmung,
deine lichten Narbenhallen.

Körperloser Engel ohne Blutung, der Blick ins
Spülbecken weiss alles, reisst alles nieder,
kennt den Husten, den Brechreiz, den kreisenden
Zeigefinger im Gaumen.

Und wieder geschminkt und frisiert
im Sturmtief des Spiegels,
dein kleines eisgraues Auge.

Hell wach

War Blut den Texten beigemischt
gleich Vögeln zu Säuglingen
die zerrissenen Fernsehbilder in Farbe.

War Blut den Texten beigemischt,
vom Schreien der vergewaltigten Frauen
geschwiegen.

War Blut den Texten beigemischt,
die Soldaten zu Toten, bleibt ein Knochen,
ein Splitter am Wegrand oder was,

wenn mitten auf der Strasse nichts
als nachts dein schwerer Atem.

Blumen

Die besten Begleiter der Autofahrer sind und bleiben
die Blumen, die lachen vor sich hin, wenn sie die
Lackfarben mit ihren Petalen berühren.

Und sehen kaum das Unerhörte, das Unerlöste, das
Unerledigte, die ganzen Karambolagen, die Unfälle,
die Toten und Verletzten,

während die Bienen Nektar saugen, den Rücken mit
Pollen gepudert, die Blumenpost geht ab, und wie!

Verzweigtes Nasenbruchwerk

Der schleifende Kamm der Gerüche schon am Morgen
nach dem Kampf kein Geschmack mehr im Geäder
der verklebten Nase, ein Hämatom höllischen Lachens,
eine gefüllte Kaverne aus Blut:

blau geschwollenes Auge, genährte Braue, erratischer
Blutblock der Haken und Schläge vom Vorabend im
Ring, die scharf schneidenden Seile.

Was sind meine eisernen Fäuste jetzt? Nichts als
Butter neben deinen Fingern der Zärtlichkeit.
Was mein Gesicht, wenn nicht ein zerbeultes?
Und versuch ich mal zu lächeln, ist der Schmerz
mein Sparringpartner.

Solo stimmen

Der Morgenhimmel täfert die zunehmende Verkalkung
auf den Tisch der Landschaft, nur nichts vergessen!

In den eigenen Gewohnheiten Fuss vor Fuss gesetzt,
dieser Geruch, ein paar selbst erfundene Bodenfallen.

An solchen Tagen hat das grosse, versalzene Herz-
Pumpen-Wespen-Nest Schiss vor dem Kollaps.

Bleibt schon mal der Unterkiefer hängen, wenn wir uns
morgens weg vom Spiegel stemmen, runter in die
eigenen Magnesiumfelder, über uns die Schwalbereien

Polaroid, dein Gesicht

Lächelnd sehe ich den Lehm auf dem Frühstückstisch
mich am Durchrasseln hindern, Gloria der Sehnsucht,
hier deine Hand, die alles formt nach ihrem Willen,
alles durchmessen will und Kaffee nachgiesst.

Noch einmal greift die Nacht ihr Echo springender
Hunde, am Boden verstreute Wäschestücke,
dein schweissheiler seidener Zwei-Komponenten-
Schlaf ist schwarz, du Rosenblatt.

Tropft deiner Achseln Birkengeruch, dein tastender
Kern, dein glitzernder Mund, Nachttischlampe dein
Dia-Apparat, dein wundersamstes Maja-Kino
hellster Brüste, deine Haut, endet alles in deinem
Palmtop.

Muscheln. Schwimmt dein Gesicht schon weiter, oder
halte ich es noch strömend? Fusst schon der Kalk
seinen Schmerz, alles in den Schatten der Berggipfel
geklemmt, dein Tal allein in meinen Gedanken?

Stromern in der Landschaft

Habe mir mitten im Atlantik ein Nest gebaut, abgesackt
in das weiche Wiegen der Strömung, den salzigen
Starkstrom am Gaumen, bis du deine Segel an meinen
Anker setztest.

Deine Gitarrenriffs reißen mir die Wohnung
strandwärts nieder, ich schlage auf, lande, die Tage
deiner Invasion sind gekommen: Sonnenuntergang
stromert in deine Lingerie vertikaler Liebessucht.

Dein Aquarell erfriert mir die Lippen, wann immer
ich es sehe: die genähten Ärmel deiner weisser Bluse,
in den Dellen weich deine Atmung, ein Wort lang
Ruhe, doch der Himmel entblösst, blassfarben.

Tauben, Lied

Abgesägt, so sang Beethoven einen Stein nach dem
andern im schwächer werdenden Licht.

Ich stelle mich nicht quer gegen die Frau im nach
Compact Discs duftenden Beethovenhaus.

Darüber Stille, Schweigen.

Deine Lippen

Türkis im hellen Blau, dein tief verwaschenes
Augenduett, dein hell bewölkter Körper, dessen
Oberlicht die Schichtungen deiner Liebe.

Entblösster Himmel über den blassen Farben deiner
ausgesonnten Knospen, schwarze Wasserdurchfahrt
blonder Boote.

Rosa, feiner Strich. Deine Zungenküsse ozonen den
Himmel, dein gewittriger Gaumen sticht mir ins
Fleisch, dein Atem zieht Lieder durch meinen Schlaf.

Naschwerk schaben

Wollte Zuckerbäcker werden, wollte knöcheltief
das Süsse spüren, deine straffen Waden, deine feinen
Finger aus Marzipan formen.

Ich wollte Zuckerbäcker werden, wollte noch in der
Nacht Schokolade anrühren, wollte Zuckerzeug zu
Burgen und Schlössern aufbauen.

Wollte Zuckerbäcker werden, Gebilde erschaffen so
fein wie Mozarts Musik, so leicht wie der Wind
in den Bäumen, so beschwingt wie tausend tanzende
Paare.

Und jetzt höre ich im endlos strömenden Regen
einem Taubstummen zu.

Morgengang zum Bahnhof

Nebelrotz Frühbahnhof nur rote Nasensicht, ins
Unkraut gleisgestellte Gestalten, die Betäubung des
Alkohols wie weggeblasen, sich lichtende Schwaden.

Die Nacht ist abgekocht. Die graue Katze sucht sich
ihren Vogel in der Efeuwand, macht das Nest dingfest,
ihr piepsendes Frühstück.

Gurrender Kommentar der Rangierarbeiter, hinten
auf den Nebengleisen, ihre Hände geräuschlose Pfoten,
leuchtend-orange und verdreckt ihre Arbeitsanzüge,
sehen sich nach einem Schluck Kaffee, ganz schwarz.

Blauer Epitaph, Blues

Grabschrift dir, Pfeiler, pilum für dich, sitze so mit
geschwollenen Augen, mich der Eisenwaren- und
Elektrogerätehandlung an der Fifth Avenue, bei der
Ecke Howard Street / Hibbings Hauptstrasse, erinnernd,
dein Auge allein auf der blauen Wand, blasse Haut.

Schneller, fast fünfzig Stockwerke tief mein Blick über
die wackligen Steine, das Gräberfeld mitten auf einer
Wiese, Findlinge im Rasen, deiner Schnelligkeit
eingedenk, deiner Gitarrenriffs, Zigarettenfinger.

Das Geknalte der Baumaschinen und die gelbe Taxiflut
sind weitherum hörbar, gehen dich nichts mehr an,
nicht mal das rostige Eisengitter, das dich trennt, kann
dich kümmern.

Zuviel Ruhe in diesem Lärm, und doch Trost in diesem
Tosen.

Sabina Costede

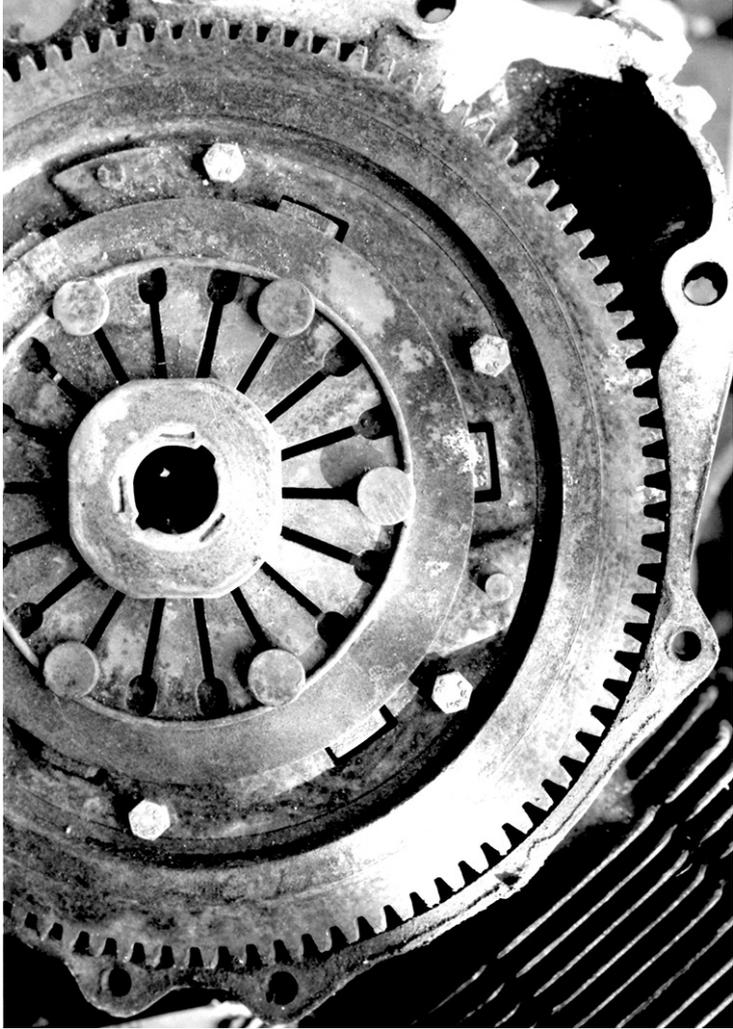
Fundstücke

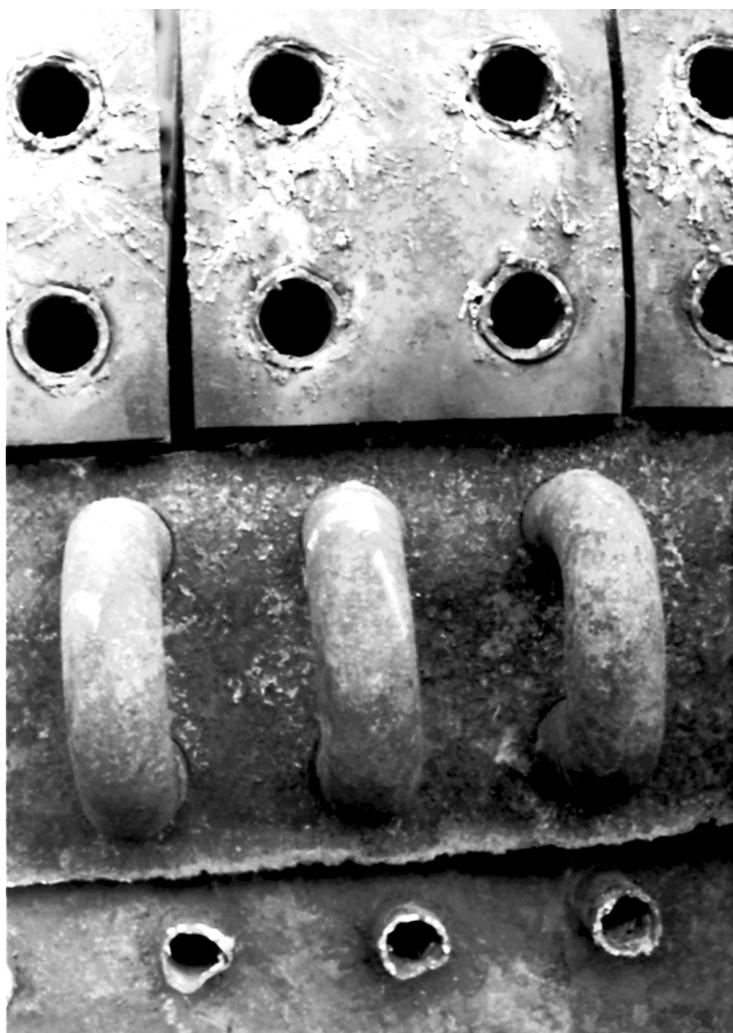
Abgelegt, weil abgelebt, unbrauchbar für den einstigen Zweck.
Ein Sammelsurium von Kuriositäten, ihrer ursprünglichen Funktion beraubt, befremdend solitär, überraschend neu kombiniert, durch zufällige Begegnung verwandelt im Kabinett des Surrealen.

Noch halten die mächtigen Kräne inne. Es bleibt vielleicht nur ein kurzer Augenblick für einen letzten Auftritt. Die Greifer sind schonungslos, ihre Krallen rigoros, sie differenzieren nicht, sie haben kein Auge, keinen Sinn.

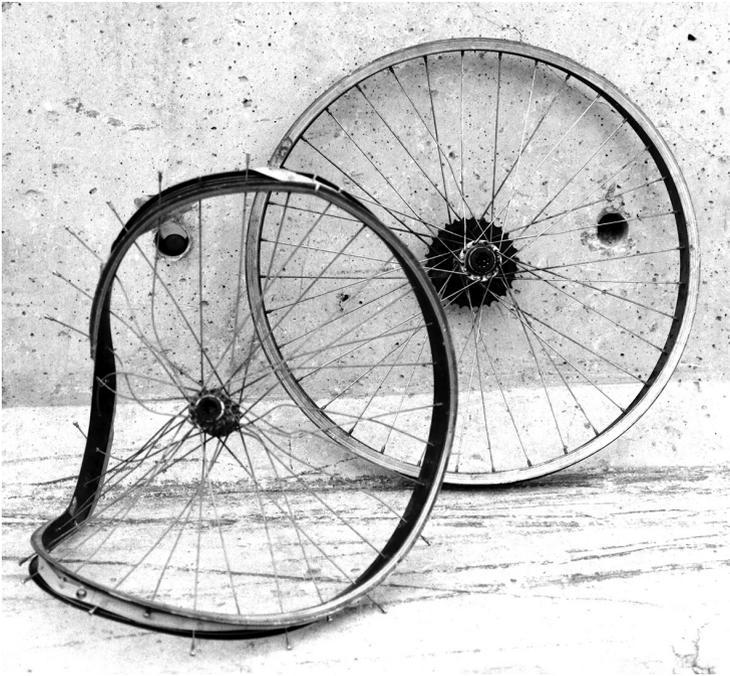














Elsbeth Maag

Neue Gedichte

früh im Tag
die Gräser noch stumm

ihre Zungen verbündet noch
mit der Nacht

bald sprechen sie
zueinander

bald wissen wir
viel

*

ein Tisch
ein Krug

Hände
Gespräche

und unentwegt
wechseln Augen
Blicke

*



behutsam
die Sprache berühren
als wäre sie täglich neu

*

gehen mit den Bäumen
von Hügel zu Hügel
den Ostwind grüssen
die Mücken das Licht

in unseren Wipfeln
ein Traum

*

Ansichten

jede Wolke ist ein Tier
die fernen Hügel
Wanderer
die Steine reden klipp und klar
der Garten zündet Kerzen an

*

oder
trommeln mit den Fingern
auf die Erde bis sie aufbricht
und zu reden beginnt mit
grosser Stimme

*

unvermutet ein leiser Regen
so ins Gesicht gesprüht so
eine kleine Gesichtsdusche
dass man aufschreckt vielleicht
ganz wach wird jäh ganz wach

Margrit Brunner

kein satz ohne sehnsucht

an einem kalten
regentag sind
worte schirme
buchstaben feuer
im ofen jedes
koma eine
verheissung
punkte: gibt es
keine

*

tage. ja. erfinden
geschichten. erfinden
tränen. erfinden einen
schwarzen tanz. wo.
bin ich.

*

an einem abend
sind alle richtungen
richtig alle zärtlichkeiten
neu alle strassen alle
steine gehen
heim

was bleibt?



ich lächle wie
ein morgen im
november
hülle mich in
feurigen nebel
giesse sünden
in jede minute
warte
nicht

*

täglich. die wände
einreißen. die haut.
den alten himmel. für
einen schritt.

*

an einem dienstag
sitzen buchstaben
bei mir
heisse gespräche

*

warte. ich komme
zu dir. bringe grüne
regentropfen mit. wir
essen wolken.

Brigitta Klaas Meilier

Fundsachen

schon gar nicht
montags

möglicherweise an
einem diensttag

nicht freitags

genaueres
mitte der woche

(ein wochenplan)

*

morgens :
gemischte gespräche beim frühstück

mittags :
vermeintlich neues im radio

abends :
dämmernde ansichten des himmels

*



verlorene gedanken auf der
wiese

aus den blättern winkende
träume

was so anfällt beim spaziergang
in den wolken

*

ein leises
schauen

ein kleines
grün

das wachsames glück
des anfangs

*

kleider entsorgt

schuhe

glas und papier

mich vorläufig noch
behalten

*

die hände himmelwärts

die gefühle im keller

die haare zu berge

an einem sonnigen tag

*

beim frühstück die nachtgedanken
gesammelt

die schönsten mir ins haar
gesteckt

der tag läuft
verzückt

*

morgens
segeln die träume im wind

mittags
träumen die wünsche im baum

abends
gehen sie mit den lichtern aus

(traumnotiz)

Hedy Brusa & Elisabeth J. Stirnimann

herbeigeträumt

sie hatten
das schwarze gesucht:
die nacht
sie krochen
durch spinnweben
und staub
dachstock geheimnisse
sie flüsteren
ins unheimliche
risse schatten
davon berührt
alle kinder
gross geworden
und herbeigeträumt
aus dem alltäglichen:
die schleiereule
und das reisetagebuch
nur noch
fledermäuse
flattern
durchs dunkle
ziehen
weit



Traurige Nächte

Im Finstern
hebt sich meine Stimme
sie beklagt sich für mich
mit pochenden Schläfen
bleibe ich allein
unter dem Mitternachtshimmel
der sich weigert zu leiden
wo doch ich das wollte
damit die Gespenster vorüberziehen
wie eine fliehende schwarze Katze
während der Adler die Flügel in den Wind schlägt
webe ich seinen Schatten in meine roten Nachtkleider

diese Nacht zerschneidet mein Reden
irgendwie sterben
weil Träume mich plagen:
herausgebrochene Zähne
Blutsturz
eine Sturmflut
ich kämpfe mit einem Stock
gegen die hohen Wellen
vom schlafenden Land aus
das mir nicht gehört

auf einmal umhüllt mich ein Mantel aus Feuer
es nützt jetzt nichts das Rad zu schlagen
ich werde matt
sehne mich
den neuen Tag wieder zu treffen
wie man eine gute Freundin begrüsst
und Feindlichkeiten überbrückt
was mir einfach nicht gelingen will
wie kann es sein
dass draussen an der Wand
die sprachlos andern Schatten wachsen

grenzfluss

unten am fluss der vorbeizieht nicht
träge ein aufgeschlagenes buch flüssig
fliehend bewegungsstille gespiegelt
im sommerkleid gelesen von grenzgeschichten
erzählt auf der treppe gefächert halbrund
fliessen lassen losgelassen die strömung
noch murmeln die wellen am schwarzen ufer
silbern zur oberfläche geweisste seiten
in den schoss gelegt

zur nacht hin wind aufgekommen der blick
getrübt das buch geschlossen
der wind in den blättern im gelösten haar
die buchstaben über den schweigsamen fluss geweht
wagnis und warten im wellengang fremder
geworden ins endgültige vergessen
offen die lider vorüber kein schlaf
ein wachtraum vom untergehen nicht
gesehen den vorbeischwimmenden kinderschuh

erwartungsvoll auf den tagesschimmer
lautlos der morgen am fluss wieder lesender
augen die sonne glitzert übers wasser
das schiff der ahnungslosen ist fortgefahren
mit der kreuzenden fähre aber der erinnerung
entkommen einfach weggewischt
die landschaft vorüberziehender möwen im streiten
vergangen bleibt der fluss und seine tiefe
die versunkenen geschichten

Die Küche

Das Mädchen hat weggewischte Lippen,
die Zunge lahm wie abgeschnitten.
Das Herz liegt im Bett.
Die Träume sind so verschwommen,
dass sie verloren scheinen.
Das Spielzeug ist längst weggeräumt.
Die Mutter hat es in den Schrank gesperrt.
Sie ist schon länger tot.
Nach dem kalten Schlaf geht das Mädchen in die Küche.
Dort wartet die Suppe. Dort warten die Buchstaben.
Die Buchstaben schwimmen wirt durcheinander.
Das Schwimmen ist eine köchelnde Suppe.
Die Suppe ist gar.
Der Speichel fällt in den Sprachtopf.
Die Buchstaben fallen in das Mädchen hinein.
Die Zunge löst sich.
Die Lippen sind gezeichnet.
Die Worte, sie kommen.
Das Kommen ist ein Fest.
Die Schritte gehen auf dem warmen Küchenboden.
Die Worte tanzen, sagt das Mädchen, sie tanzen für mich.

coda im nebel

der wald verschleiert sich
vernebelt sich
verschliesst seine ränder
nebel schleicht durchs unterholz
die bäume drohen dunkel als knorriges heer
er schwindelt sich hoch in die baumspitzen
smog rauscht unter der nebel-
decke am hellen horizont
treffen wir uns fliegend zum glück
haben wir einander als paar im ungenauen
hier liegen die wolken
am boden von nun an verfehlen
wir die landung auf erden
bei dem gedanken macht mein herz
einen ungeraden sprung
sich gemeinsam zu verlieren
macht mehr trost
doch wenn der nebel immer wäre
er löschte alles aus er nähme
was wir aneinander haben
unsere freundschaft würde dann zer-
brechen auch bei dem gedanken
irrte mein herz umher oder herum
der nebel legt sich geräuschlos hinein
schmiegt sich an jeden ast
zum glück fremdet er auch
verfremdet den wald
der nebel der sich auf den weg legt
auf dem ich mich verirre
befeuchtet mein haar
der nebel der mich kalt einkleidet
der uns folgt
uns aber nicht vereinzeln kann
nebel der nah berührt
auch wenn er die farben auslöscht
uns blind macht
nebel auf nebel du und ich
ein winziges tröpfchennetz

schnürt meinen atem ein
aus meiner kehle fährt ein schrei:
wobistdu
wir haben ihn vielleicht gefühlt
fliehend den letzten schleierherbst
von ganz dicht grauer schleieriger
und dann aufgelöst endlich
in der sonnenbahn
ein höheres licht gefunden
damit unsere augen nicht blinden
beim nebel
der immer in die letzte stille weist
bevor der starre winter uns annimmt

Gehen

Gehen alte / Soldaten Kriegstreiber / machens + malen
schlechter / sind reuevoll sterbenstraurig / Erwachsene
auch + die Bitterkeit / im Feld an Feuerstellen in Weinseligkeit
mehr Tränenatmosphäre / all das beklage verachte
ich / die Blindflächen auch die Hörwinkel / das Unleichte
Unmelodische / das Massive der Misstöne / wie auf einem
verstimmten Klavier / wie gute ungebrauchte Muskeln /
eine Dysbiose (ein Parasitismus) ein Unverständnis / weit
weg vom Eigenstand / verhindert / schafft keine Verbindungen
/ Abkopplung / für die das brauchen / für gutes Wachen +
weinend unfähige Erwachsene / und Kampfstiefelschweigen
beim Anhalten / kein Geschirrklopper / wir reden noch ganz
privat (pianissimo) / + lesen whatsapp-Nachrichten / vorm
Aufstehen : lass mich los nichts ok

Markus Manfred Jung

Alemannische und hochdeutsche Gedichte

grenz wert

was de mensch
so produzirt
sich
herschteilt
hereschteilt
e lebe lang
un was er nimmt
so ufnimmt in sich
so lang
un was er frisst
in sich iine
tilgt
vertilgt
un was en ufffrisst
e lebe lang
de mensch

einewäg

gottsacker zletscht

sondermüll
deponii



Tantalus

bruuchsch
wenn der d nooch sicht fehlt
s fern seh säh

schreisch vor durscht
stohsch im e see

kriegsch
wenn der d nooch sicht fehlt
s fern seh weh

*

guckehürli

weli gucke
hürlet am guckehürli
weli hur

jo weli
guckt do
noch mir

mit re hure hure
am guckehürli
un numme gucke
selbzweit

was e schur

s lebe
des charteschpil

allbott en eckschtei
herz
bal chrüz
zletscht schufle

de schuflebur

gege de tod
chasch nit gwinne

spil guet

jetz

für d Moni, Sigrid, Anne, Gerhild

lebens weise

über 50
musst du dich entscheiden

herz schlag
oder

hirn

lassenheit

den körper loslassen
so
wie er dich lässt
im stich

denkst du
eingedenk
dieser jahrelang jungen
illusion

eins seist du
mit ihm
dem körper
der dir gehört
gehört und
immer nur spielte
triebhaft
mit dir

unverständlich

schön

schiffsbug kapfüber das haus auftauchend hinter hohem
baum angeschwemmt aus moränenwellen aufgeschäumt
alluvial *die weichenden ufer* holozän nassschwarz in
gischt die büsche die aufbauten das haus *das schimmern
der flügel* torbogen treppe offne tür dem gast abendlicht
im zimmer *die zärtlichkeit der schatten* blau *am fenster
wo die nacht eintritt* eingefasst von scheibe und scheibe
luzides gefäß blumenblau bizarr drüber weg nur kurz
der flugschatten

einer einzelnen krähe ohne schrei

Für Erika Burkart und Ernst Halter

Christian Friedrich Daniel Schubart
1793-1791
Hoppenlaufriedhof, Stuttgart

dem musiker, dichter, publizisten
ein schlichtes grab unter der linde

die leier als signet

dem fürsten
irgendwo
vom Hohenasperg nicht weit
die gruft

Peter Frömmig

Schnellbahn

Hinter den Scheiben
Mit Glasschneider verkratzt
Formieren sich dunkle Wolken

Zersplittert der Rest Himmelblau
Unbewegte Silhouetten
Vor flüchtiger Landschaft

Noch immer geben die Mumien
Nur wenig Auskunft
Sagte der Archäologe

Talisman

Ein Wettlauf vor den großen Ferien
Die Mutter spornte mich an
Für sie kam ich als erster ins Ziel
Und gewann ein Lineal, das Rechnen

War nie meine Stärke, früh schon
Zeichnete sich das ab, doch seither
Habe ich immer ein Lineal in der Nähe
Gerne messe ich Abstände, aber

Mit Rechnen hat das nichts zu tun
Gewonnen habe ich soviel wie verloren
Was mehr zählte, weiß ich nicht
Hochrechnungen gehen ins Leere

Ich mochte es auch nie, wenn
Zwischen Menschen das Aufrechnen begann
Habe es immer als Erfolg betrachtet
Wenn keiner dem andern etwas schuldig blieb



Die Schuhe eines Millionärs

Damals, irgendwo in Idaho
Eine Vernissage zur Ausstellung
Meiner Bilder, unnützes surrealistisches Zeug
Kam ein in der Gegend bekannter
Millionär auf mich zu, es schien ihm
Wichtig, mit mir ins Gespräch zu kommen

Es ging ihm nicht um meine Bilder
Kaufen wollte er nichts, er hatte gehört
Dass ich Deutscher sei, Fuß fassen wolle
Sein Anliegen war ein anderes
Er lenkte die Aufmerksamkeit auf seine
Gepflegten, soliden, nicht uneleganten Schuhe

Sehen Sie, sagte der Millionär, meine Schuhe
Die trage ich schon 20 Jahre, pflege sie
Täglich, sie verschaffen mir sicheren Stand
Genau wie die wenigen anderen Schuhe
Die ich manchmal wechsele, sehen Sie –
Das wollte er mir mitgeben auf den Weg

Zwiebeln

Mir erscheint es heute
Die Mutter schnitt damals
Nur so oft Zwiebeln gründlich
Um wieder einmal richtig

Drauf los heulen zu können
Ohne sich erklären zu müssen
So bemerkte ich es als Kind
Und so sehe ich es heute

Wenn ich selber Zwiebeln
Schneide und die Säure
Mir in die Augen steigt
Und ich an Mutter denke

Conclusio

Weiß nicht was Himmel ist
Eher schon was Erde heißt
Trügerisch ist Sicherheit
Aber ein Kissen unterm Kopf
Braucht jeder für die Nacht

Wie ist Schlaf zu bewerten
Da der Traum kam in Verruf
Phantasie hätte dereinst
An die Macht kommen sollen
Doch alles kam ganz anders

Die Hoffnung blieb Prinzip
Worauf keiner lange reitet
Menschenbilder wanken im Wind
Oft Pappschild, nicht Panzer
Was einer vor sich her trägt

Nachhall

Stimmen der Straße verebben
Auch Lauschen ist schön
Rauschen erinnert an Rausch

Es gibt einen Rausch der Stille
Es muss nicht immer Wille sein
Abgelegt wie ein verschwitztes Hemd

Verschwitzt in der Hitze des Tages
Nicht immer ist Schweiß ein Zeichen
Dass etwas Getanes vollbracht

Aber wenn Stimmen der Straße
Verebben, wird Lauschen schön
Und Rauschen erinnert an Rausch

Jürgen Stelling

Die Schlieren der Dämmerung

Das sagst du im Parterre
Ziegelbruch: die Schritte knirschen
ein Flüstern auf der Treppe
deine Stimme erkannte ich gleich
Es regnet herunter auf Baden-Baden
diese Schuhe sind wasserdurchlässig
und Löcher hat der alte Schirm
Herr Flake geht neben mir
er schlägt vor
das Wetter nicht zu beachten
Major Domus lässt die Faxen nicht
muss herumfuchteln mit langen Armen
für den Kussmund formt er Spitzlippen
dabei bietet sich keine an
verliert auch den Hut mit Extrabommeln
der Ärmste
Nehmen Sie das nur! Ist schon verschmerzt
nehmen Sie!
Geborgte Gedankenwelt
die Trauerweiden haben
ihr Stimmungstief überwunden
und lassen die Knospen springen
Major Domus
trinken konnte der und pfeilschnell arbeiten
einmal brannte ihm alles ab
doch beirren ließ er sich nicht
die Stühle wurden wieder geleimt
Schöne Sammlung von Bedürfnissen
ein Fluss rauscht unter dem Fenster
und die Übungstangen der Kanuten
schwanken hin und her
Bitte wiederhole noch einmal
deine Frage



Aus meiner Zettelwirtschaft

Es kommen die Klagen
dafür geht die Sonne immer mal weg

Am Straßenrand gibt es
Schafgarbe und Wegwarte
ich vermute es ist Sommer

Polizeitaucher erreichen prustend
die Wasseroberfläche

Otto Rohmann erzählt von Ali Baba:
Wie konnte der nur alles zusammenhalten
ein Team von vierzig Räufern

Ist es fünf jetzt
oder lassen wir alles gerade sein?

Zwischen den Jahren

Auswirkungen eines
unfreiwilligen Vegetarismus:
der artgerechte Dompteur
herrenloser und frauenloser Tiere
tritt jetzt auf

Die zeitweise berühmte Anpflanzung
ist peinlich gerodet

und es kommt einer vorbei
den Eierkarton unter dem Arm

Heute war nichts
es war garnichts

Ich war dann aber soweit
dass ich mir
eine Blauband ansteckte

Wohin man auch sieht

(Mit kulinarischen Einfärbungen)

Die Sachen heute am Abend
ohne Humor vorgetragen und schnell vergessen
Charivari im Abspann
rudimentäre Erkenntnisse am Bauzaun
Was du mir erzählt hast ist abgesunken
zum Estrich meines Gedächtnisses
Sage doch dem Fahrlehrer
er soll ein paar Gummibäume pflanzen
oder sage es ihm nicht
Die nächste Gasse
und einen Hohlweg weiter
die Pizzakartons eins und zwei
in Familiengröße
›Gedichte sind wie ein Teller Griesbrei
der Brei verlangt allerdings keine Form
Deutsche Esskultur:
ein junger Mann
den schweren Rucksack auf dem Rücken
fischt im Gehen die kalten Nudeln
aus einem Pappbecher
Dann ist man
vor der Wirtschaft und Metzgerei
von Johann Leidel
niemand schlachtet mehr
keiner steht am Herd
da Haus ist geschlossen
Woher man auch kommt:
Piercing gibt es bereits
für Euro 26.90

Elmar Schenkel

In der Hand

meine hand macht sich manchmal alt
reptilienalt, in den falten
seh ich dann mauern enthalten, einsam
klettern die alten, trunken glauben
die jungen, ich gönne es uns.

ein ganzer stadtteil mag so werden
mit kanälen und kanülen
leberflecken blenden in der nacht
mit ihrer reklame die augen
auf hauswänden projiziert

ein fingernagel, eine rennbahn
ein film vergangener zeiten
stimmen wie federn
in dunkelheit die adern dicker
ledern der blick der strassenbahn
im depot. du stadt bist wo.

Memoiren eines Gourmets

Chemnitz hatten wir gerade
hinter uns, ein bisschen viel
Eisen, Fossilien, ich sag euch,
und hart wie Stein das Holz,
aber gut, und dachten, das reicht
für heute, doch da fuhren sie
diese andere Stadt auf,
mit Kerzen, wie im Traumschiff,
na gut, so wollen wir noch einmal,
und, my god, das war etwas anderes
für den Gaumen. Schon der



weiche Lehm, das Sandige, in das
man versinken will, erste Spielzeug-
museen fand ich im tiefen Lös,
der Geschmack der Felder von
Liebertwolkwitz, ich weiß nicht,
Zinn zwischen den Zähnen.
Ganz mehlig aber dieses Völker-
schlachtihrwißtschonwas, ich mag ja
Stein, aber der aus Rochlitz, nein
danke, inklusive das Rathaus, alt
oder neu, lotterig im Geschmack,
ich bin ja einer für Gerüche bitte
schön, schlecke gerne Kirchen,
am Augustusplatz schüttelt sich der
Pelz, meine Freunde, greifen wir mal
zum Bahnhof, hohes Verfallsdatum,
ergo genießbar, mit vielen Zutaten
aus fernen Curryländern. Weiß nicht,
der Bilderkasten, kann man, soll man
überhaupt? Sperrt den Rachen auf, drei
Tage lang, kratzt im Gehirn, spüls runter,
Kumpel, mit Brühlwasser oder Karli, herziger
Likör, Nachttisch etwas klebrig:
Belantis, am besten mit Cospi gurgeln
(drei Tropfen Alte Messe rein),
na gut, insgesamt doch ein sehr
eigen Gaumending, tückisch und heim.
Kaffee hinterher!

Bibliothek im Schnee

Rabe ist Bibliothekar
er setzt die Zeichen ab
sie fallen in den Katalog
des Schnees: Sohlen,
Krallen, Muster,
Tatzen oder Wort vom Schuster,
(manches Eis das reimt sich)

festgefrorene Wasserzeichen,
eingeborene Druckerleichen

Zettelkästen Glas und Weiß
Schlenker hier, dort auch ein Umlaut
Digital ersetzt Unkraut
Buchenstäbe glatt und krass
noch ist das Papier nicht nass
noch ist der Moment nicht nah
noch ist Bibliothek präsent
Rabe flüstert mit dem Flügel
einige Bücher zittern lau
Schriften warnen vor dem Ende
Zeilen rutschen, Kommas gleiten
Worte bald ganz ohne Sinn
Rabe kratzt es schnell noch hin.

Östliche Folge

Die weiten Räume draußen erweckten
eine grundlose Schwermut in ihm.

Andrej Belyj

Abflussrohre

Wie sie spucken und speien
die Nase der Stadt läuft und
läuft ihrem Gogol davon.
Gebrochene Rohre, die verhandeln
über den Fluss, ineinander verhakt
und möchten Admiralität sein,
andere stolz, andere
bescheiden, andere bedrückt.

Die Wasser sammeln sich über der Stadt.
Andere beschämt, als urinierten sie.
Andere auf der Flucht.
Andere maßlos, als sei die Sintflut
ausgebrochen, die Hölle ein Meer,
erbrechen prophetische Botschaft.
Andere schlank und elegant
Rohr auf Diät, stöckeln über die
Dächer, andere immer tropfenweis vorhanden,
aber still, wenn die anderen laufen.
Andere dribbeln, lecken, der Stadt
läuft das Wasser im Mund zusammen.

Sie halten den Reiter trocken,
legen einen Gürtel um die Eremitage
schwellen die Newa fortwährend an,
Wie Schwalben schwingen sie
im Tiefflug, wie Lerchen steigen
sie über die Dächer, wie Strohhalme albern
bespritzen sie Passanten und Leser.

Puschkin war hier

wenn das gedichtschrei
ben wieder zu einer heim
lichen postsache wird dann
schaut dich in der ersten
sekunde puschkín an
mit seinen dunklen händen

feder kerze und pistolen
der bär hält die pranke
hin für zeilengeld

und im ausflugsboot wo
eine stimme die
sehenswürdig
keiten runterspult
klingen plötzlich
strophén wie storchen
flug und die stimme
verlässt ihr band und fliegt
zum himmel über die newa.

lebte zweihundert jahre
rechnet man all die häuser wo
er ein jahr gewohnt.
gibt es hat er hier ge
wohnt? nein, er schrieb nur
ein gedicht in diesem haus
ich zeige ihnen
die toilette die bank ist
nebenan. der mann
an der garderobe nimmt
die fernbedienung und zielt
auf ein gedicht er
findets nicht nun also
trägt er den kerzenstumpf
der letzten nacht hinauf.

Die Winde von Sankt Petersburg

Die Speisekarten, die das Café verdunkeln,
wie schwarze Raben verdecken sie die
Literatur, doch ja, auch sie sind Rachmaninoff
und Dostojewski, flattern
in den Böen, die über den Fluss kommen
wie einsame Reiter, unbeherrscht, un-
gewollt, Kontra dem Standbild Peters,
Freunde der Sümpfe und Urwälder.
Blähen das 18. Jahrhundert, lob-
hudeln dem nächsten, verdingen sich
und plötzlich bringen sie Wenden, Speisekarten
flattern, aus Tschaikowsky Mussorgsky,
aus Untergang Aurora, Potemkin
entsteigt seinem U-Boot, Katharina
chattet mit Lenin. Wartet ab, rufen
die Winde, wir werdens euch zeigen!

Moskauer Pfützen

Sie fragte mich, weshalb Wort-
lachen, was soll das bedeuten? Sie
könnte meine Tochter sein, sieht
ihr sogar ähnlich. Wir springen
über diese Pfützen, die Seen
bilden, Ladoga hier, Baikal
dort, Teletskaja, ich erzähle
ihr über meine Lieblings-
pfützen, sie lacht, und über
die Unendlichkeit des Ver-
schwindens sprechen und werden
wir sprechen und
wie wir immer und alle, von Waten
kann keine Rede sein, durch
Pfützen schwimmen von Tag
zu Tag, von Leben zu Leben.

Händchen

Die knollige Hand des Babys im Flughafenus,
ich versuche die nachzumachen
diese greifende knospige Weichheit
unendliche geschmeidig gepolstert
wie sie die Haut erschafft, die sie
noch packt und zerrt und kost,
wie sie probiert und kitzelt,
den Arm der Nachbarin schluckt
wie ein Polyp
und dabei Augen wirft.
Meine Hand ist zu sperrig geworden,
sieht nicht mehr Haut, kann vieles
und nichts. Derweil die kleine Hand
das R rollt wie Chinesisch, lässt sich
auf dem nackten Unterarm nieder wie
eine Fliege, zupft am Ich bis die
Frau lacht und sekundenkurz
zum Baby wird.

Den Wachenden

widme ich diese Zeilen, den Frauen
in den Museumsräumen, denn Dichtung
dient dem Unbekannten, einer nach der
andern, denen, die kaum aufgucken,
die sich erheben oder die gar grüßen,
in ihren Strickjacken und Seidentüchern,
befranst oder blumig bestickt, baumelnden
Brillen, den Herben wie den Auf-
tauenden, den Tigerbemalten und
Tapetenumhängten, denen mit weißen
Spitzen und Reißverschluss, den Arg-
wöhnischen und Willkommen Heißenden,
den Echsen und Erhabenen,
allen ihnen eine Melodie von Chopin
ins Herz gespielt, gleich am Arbat.

Belyj

malt mit Unterlassungszeichen, setzt
Frageschlingen ohne Fragen,
aus Fragen werden Feuerzeichen,
aus einer Parade
Farbgeschehen, Politik zu einem
Gasgemisch, das pepp! die Ichs
verplatzen lässt, verschiebt die Seelen
wie die Tische am Newski-Prospekt.
Ektoplasma wandert durch die Straßen
wie ein alter Hut, Schnurrbärte selbständig
wie Nasen und Schirme, Nebel
werfen mit Schatten um sich.
Prophezeiungen betreffen das Jahr
1954, als Stalin schon tot war.
Ich frage mich, wie einer, aber
warum auch nicht...? Maske um
Maske fällt, der Plüsch beginnt
zu stinken.

Moskauer Momente

Die beiden Frauen an den Kassen,
wo sich jetzt nichts tut, abends in der
Galerie, drehen ihre Oberkörper einander
zu. Schwatzen im Ententeich der Bilder.

Kreml, naß, rot wird grün,
Patina, du kannst ihn überqueren.

Das Mausoleum leer, schnell holt
es sich die Natur zurück, überwuchert
Lenin. Doch der lebt weiter neben Stalin,
Trotzki und den anderen, am Einkaufs-
ring. Mütze und Bart, das stimmt, auch die
Pfeife bei dem anderen. Vor dem shopping

noch ein Foto. Lenin heute ist betrunken,
man warf ihn aus dem Mausoleum raus,
Randale gibt's nicht mehr!

In GUM steht statt des Brunnens ein
Baum der Fruchtbarkeit, daran die Sterne
hängen und viel ist Sauberkeit, und Luft
und Liebe, Geld und Spiel, wie der Baum
des Aschenputtel gab, so dieser
reich und viel, an Mutter Russlands Grab.

Böden

Ich mag diese getäfelten Gänge
wo Holz an Holz sich reiht
wie klein, doch hochgescheit.
Es klappert die Mühle am
lauschenden Dach, Holzschuh
sei wachsam!
Im ersten Bau der Lomonossowschen Anstalt
tritt man auf gusseiserne Dekoration, wie
Herdplatten der Boden, der glüht
von Wissen und Durst. In der Tretjakow-
schen Bilderschau ahnt der Boden
den Schwung der Bilder, gibt zurück
wie er kann, müde wirst du dort nicht.
In der Metro macht sich Decke zum Boden,
stuckig, gekuppelt, gesichelt
und gehämmert. Du streichelst Hunde,
Partisanen, bis sie zu Gold werden.
Ich werde weitere Böden sammeln, den
Füßen zum Gedächtnis, dem Verstehen zu Grund.

Helle Fahrt

Diese Stadt bisher nur nachts
angefahren, in langen Zügen
mit Schweiß und Zahnbürste.
Heute hat er Verspätung und
wir gleiten in einen tatarischen
Morgen. Die Stadt teilt sich
über viele Meilen mit, setzt
sich aus blauen und roten
Häuschen zusammen, gibt
sich gleich wieder auf, er-
findet Teiche mit Gänsen,
einen Mann an der Pumpe,
lässt Hochhäuser aufschnellen
und fallen in nächster Sekunde,
druckt Fata Morgana in 3-D
um sich anzuzeigen, anzu-
ziehen aus Erwartungen,
Erinnerungen und Vergessen,
da steht sie plötzlich, kratzt
den Himmel mit den Monden
der Moschee, setzt Zeichen mit
Wolga und Brücken, Iwans
des Schrecklichen Insel, und
schickt Esel nach Kreml.
Aus dem Kessel der Goldenen
Horde steigt der hellende Tag.

Domodedovo

Flughäfen brüten wie Fliegen
auf dem Land, lassen ihre Brut
von Zeit zu Zeit in die Sonne
steigen. Gläsern ihre Paläste
Bodenberührung minimal
Kristalle, die Strahlen einfangen
und brechen und senden.
Wer ausbricht, findet Wälder,
Teiche, Natur im Schatten
des Flugs, fast unberührt,
die Plastikflaschen an den Birken,
den zertretenen Steg, der
Stacheldrahtverhau und der
Wachtposten, Turngeräte
wie rachitische Knochen im Gebüsch,
Bierdosen um Buchen, Zeichen
alter Verschworenheit, das
Containerdorf mit wehenden
Vorhängen, den schiefen Antennen
und Kabelhaufen. Vogelge-
zwitscher aus der Steppe –
die anderen Flieger.

Kevin-Rick Doß

Fremde

Ins Wasser geworfen, das Gesicht
mit Wucht
Sonne dreht ab, das Licht
die Luft
seltsam.

Menschen, gefaltet aus Papier
zerknittert
Hoffnung, gesuchte, hier
verwittert
wertlos.

Träume halten wach –
dieser nicht.

Der Schlaf bereitet
der Einsamkeit
ein
Ende.

Sterbliches

Staublos im Sand
begraben
das Gedächtnis
verscharrt

lautlos zu Grab
getragen
der Zweifel
verstummt



mehr Kehle als Kopf
an den Rand
gehetzt

Mützen werden wieder
auf rauchende Haare
gesetzt

todnachtgedunkelt

die Erinnerung
ist
sterblich
im Kopf

der Atem
stockt.

Des Lebens müde

Am Ende
schläft
der Blick
mit den Farben
des Horizontes
ein

die Stille

endlich.

Inge Straub

Die Poesie der Kombinationen

Die Bildpaare von Inge Straub erzählen Geschichten. Durch die arrangierte Kombinatorik soll der Betrachter darüber hinaus angeregt werden, selbst eine Geschichte zu den Bildern zu finden. Die Künstlerin strebt keine Bedeutungshoheit an. Jeder Betrachter kann einen eigenen roten Faden entwickeln, mit dem er sich den Bildpaaren nähert. Vielleicht braucht er auch einen zweiten, einen längeren Blick auf die Bildpaare, bis sich ihm inspirierende Assoziationen einstellen.

Die Bildpaare spielen mit den vorgegebenen Materialien, Formen und Themen. Formen verändern sich, Materialien wechseln ihren Aggregatzustand, Begriffe finden sich in verschiedenen Kunstgattungen wieder, Abstraktem steht Konkretes gegenüber.

















Albrecht Rasche

Einige Gedanken zum Thema »Fotografie und Text«

Mit der Fotografie ist es wie mit vielen anderen Erfindungen: Sie werden im rivalisierenden Technik-Eifer schnell zu universeller Brauchbarkeit hin entwickelt, danach benötigt die Menschheit Jahrhunderte, um zu begreifen, was sie gemacht hat. Angerichtet, könnte man gelegentlich sagen; weil die sekundären, tertiären und quartären Folgen ihrer Erfindungen an nahezu allen Orten zu oft massiven Veränderungen ihrer Lebenswirklichkeit führen. Was die Fotografie betrifft, so haben sich einige vorzugsweise untechnisch denkende Menschen (Roland Barthes, Walter Benjamin, John Berger, Susan Sontag) – abseits des technischen Wettlaufs der Apparate – literarisch mit den Produkten befasst, die diese in die Welt setzen, den fotografisch hergestellten Bildern.

Ich weiß nicht, ob man das Gefühl haben muss, man betrüge die Literatur selbst, wenn man einem Text ein Bild hinzufügt. In Sachbüchern ist es üblich und notwendig. In Kinderbüchern – nachdem sie nicht mehr nur Bilderbücher sind – hat das Bild zum Text wesentlich auch den Sinn, das Phantasieren zu fördern, letztlich also die Fähigkeit, innere Bilder ohne äußere hervorzurufen, zum Beispiel beim Lesen.

Konkreter: Zum Thema »Fotografie und Text« gibt es zwei Modelle: Man versieht ein Bild mit einem Text oder einen Text mit einem Bild. Wozu ein Bild zu einem Text? Soll das Hinzugefügte als eine Art Inhaltsverstärker wirken? Dem phantasieentwöhnten Leser helfen? Wie einem Kind mit einer Märchenillustration? Dies führt – unabhängig vom modernen Bildungsdilemma – zu der Grundfrage: Kann ein Text mit Bild mehr sein als dieser Text ohne Bild? Und vice versa. Im Sinne von Kunst würde man diesbezüglich auf eine positive (rechtfertigende) Antwort hoffen. Danach erst käme das Wie?, also die Technik des praktischen Versuchs.

Einige cursorische Bemerkungen zur Kommunikation zwischen Fotografien und Texten:

- In einigen Hochglanzblättern erscheinen regelmäßig Fotografien, die dem Betrachter ein »Aaah!« entlocken, ohne allerdings eine geistreichere Botschaft zu hinterlassen. Das hat mit Kunst nur am

Rand etwas zu tun. Vielleicht mit der Kunst, mit Hilfe von attraktiven Frauen Automobile zu verkaufen. Fotografien, wenn sie Mittel der Kunst sind, sollten – wie gemalte Bilder – Geschichten erzählen können, von denen der Betrachter sich gemeint fühlen kann.

- Die Fotografie als Dokument: Zu den Sebaldschen Bildergänzungen seiner späteren literarischen Texte gibt es kritische Stimmen, die von Manipulation reden. Zumal die Bilder – vielfach verschwommen und darin nicht selten bereits an Daguerreotypien erinnernd – oft aus unklaren Zusammenhängen stammen. Als versuche der Autor, dem Inhalt des Textes durch die Bilder eine Glaubwürdigkeit zu verleihen, die dem Text selbst fehlt. Das (die Authentizität von Sebalds Texten) ist ein tiefgründiges Thema. Wie dem auch sei, jedenfalls kann hier die Fotografie als Dokument gelten, wie immer verhüllt das Dargestellte erscheint. W. G. Sebald und die Fotografie, das allein ist ein weites Feld.

- Die Bild-Interpretation: Es gibt natürlich die Methode John Bergers, der ein Genie war auf dem Gebiet des Auffindens von Geschichten in gemalten Bildern wie in Fotografien. Etwa wenn er Rembrandts Selbstbildnis erklärt. Da gibt es das Bild und dazu einen verbalen Aufriß dessen, was es bedeutet (bedeuten könnte). Der Maler selbst hat offenbar keinen Text zu seinem Bild hinterlassen, außer vielleicht einer Bildunterschrift, wie sie für Zeitungsfotos üblich ist: Selbstbildnis. Ich weiß nicht, ob es Maler gibt, die einem Bild als Pflichtbestandteil eine Geschichte beigefügt haben. Es gibt aber wohl Maler, die auf Kunst ohne Titel Wert legen.

- Die Tiefe der Fotografie: Berger hat in die Tiefe gesehen. Eine Fotografie enthält, obwohl der zeitliche wie der gestalterische Aufwand ihrer Herstellung meist weit hinter dem eines gemalten Bildes zurückbleibt, gelegentlich sogar mehr Dimensionen als dieses. Zum einen ist das Abgebildete nur zu einem kleinen Teil im Kopf des Fotografen entstanden. Zwar ist er in einem gewissen Sinn für die Szene verantwortlich, da er sie in just diesem Moment abgelichtet hat. Was er aber unfreiwillig mit dargestellt hat, ist das Eigenleben der abgebildeten Personen, Gegenstände, Situationen. Dazu beinhaltet eine Fotografie unweigerlich auch die Geschichte ihrer eigenen Technik, was besonders deutlich ist, wenn man sich die heutigen Methoden der digitalen Manipulation vor Augen hält. Aber unabhängig davon:

Das Akzidentelle, der Beifang, der den Fotografen nicht interessiert hatte, das ihm nebensächliche Detail kann durchaus Träger, Repräsentant, Auslöser einer Geschichte sein. Unbeabsichtigt. Solche nicht intendierten Details fehlen in gemalten Bildern. Also enthält – das klingt natürlich grotesk, wenn man an die Fotografieverachtung der Maler vor hundert Jahren denkt, was ist mit den heutigen? – eine Fotografie unter Umständen mehr als ein gemaltes Bild. Dieses mehr meint, abstrakt gesagt, die dimensionale Tiefe. Und die ist eine Angelegenheit der Poesie.

- Fotografie und Gedicht: Von daher bin ich auf die Idee gekommen, dass eine wie immer geartete Kombination von Fotografie und Text ähnlich einem Gedicht funktionieren müsste. Eine Fotografie sollte also etwas Verdichtetes enthalten, das – analog einem Gemälde – tiefere Dimensionen hat als den Maler, seine Farben, das Licht und sein Modell, etwas also, das mit Hilfe eines Textes aufgeschlüsselt werden kann. Hat eine Fotografie diesen Gehalt nicht, kann man wenig mehr darüber aussagen, als dass sie nichts sagt.

Als Beispiele einige meiner Bilder:

Berliner Filmtheater: Das Foto ist zwar technisch und vielleicht auch ästhetisch nicht schlecht. Aber erzählt es eine Geschichte? Eine neue Welt – links oben ist ein Berliner S-Bahnhof zu sehen – schiebt eine alte zur Seite, die – als Filmtheater – dazu diente, die Welt und ihre Illusionen zu zeigen. Das Foto fängt Nostalgie ein, viel mehr enthält es aber nicht. Von daher ist es vielleicht schön, aber flach. Text fiel mir dazu nicht ein. Außer vielleicht: »Finita la musica, passata la fiesta.«

Die katalonische Sattelschrecke: Als Bild nichts Besonderes. Scheint nicht viel mehr zu sein als ein vergrößerter Ausschnitt Natur. Es könnte aber durchaus mit der einfachen Bildunterschrift »Schrecken« Schrecken verbreiten, den Betrachter bewegen, sich klein zu fühlen wie der Däumling, dem die Schrecke verkündet: »Ich werde dich fressen!« Das wäre auch eine Bildunterschrift. Mir jedenfalls macht es Angst, wenn ich dem Vieh in seine wasserblauen Augen sehe, die alte Kinderangst vor dem Gefressenwerden. Text hier also eher einfach, zumal das Foto außer der optischen Schönheit der Schrecke kaum mehr als Angst transportiert, allerdings eine elementare frühe Angst.





Morgengrauen über der Havel: Fotografiert durch das Bullauge eines Gästeschiffes in Potsdam. Das Foto gehört zu einer komplexen Geschichte, die ich erlebt, aber nicht aufgeschrieben habe, bisher jedenfalls nicht. Aus dem Bild allein – die Art Bilder scheint man zu kennen – spricht sie nicht. Nicht ohne Worte, also jene Geschichte, die vielleicht auch das Bild sprechen lassen würde.

Himmel zwischen Häusern in Holland: eines meiner Lieblingsfotos. Der Blick, mit dem man auffliegen möchte, um mit den Vögeln die Schwere der Steine himmelwärts hinter sich zu lassen. Viele Worte würden den Eindruck zerstören.

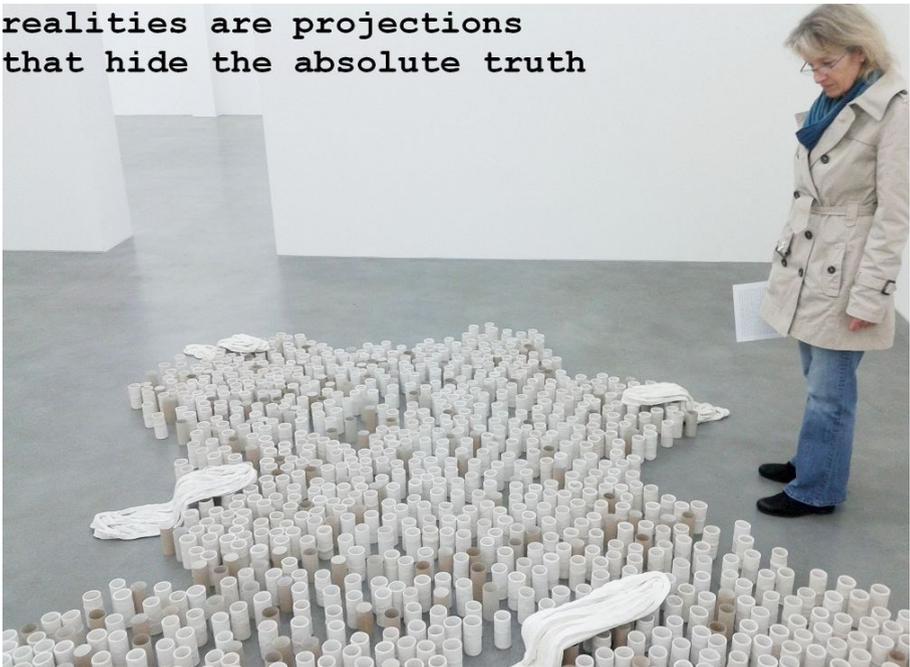
Franz Kafka als Guckkastenkaspar. Eine merkwürdige Form der postmortalen Selbstdarstellung: Trauriges Bild, natürlich in Prag aufgenommen, wo man auf diese Art das Leben des Meisters für die Touristen aufbereiten will. Die halbrunde Aussparung ist für das Gesicht. Lässt an Guillotine denken? Aus diesem Detail allein schaut schon eine Geschichte heraus. Zu diesem Foto würde ich bei Gelegenheit gern eine Geschichte schreiben, als Bildinterpretation.

Realities: Zum Ende dieses merkwürdige Bild. In das Foto dieser Installation musste ich jene Zeile von Philip K. Dick hineinbasteln. Was soll man, hatte ich mich zuerst gefragt, bei diesem Anblick empfinden? Es folgte ein Gründeln ohne Grund, das sich auch in dem Gesicht der Frau auf dem Foto spiegelt. Das Zitat von Dick, das mir schließlich dazu auftauchte, drückt eine Wahrheit mit Tiefgang aus. Es stammt zwar aus einem anderem Zusammenhang, erweist sich aber als transponierbar. Nimmt man die Aussage für sich, kann man ihr gegenüber nur mit den Schultern zucken: »Realities are projections that hide the absolute thruth.« Ja, gut, kann man sagen ... und weiter? Der Satz aber ist lebendig. Er scheint das Bedürfnis zu enthalten, sich in irgendeinem konkreten Zusammenhang niederzulassen. Und diese rätselhafte Installation, denke ich, lädt geradezu dazu ein, nach einer Wahrheit dahinter zu suchen, zumal eine Realität, die sie (ohnehin »ohne Titel«) darstellt, nicht auszumachen ist. Das Sichtfeld ist also offen, nicht verstellt durch eine vorgegebene Definition, das Bild ruft nach einem Text.

Aber das ist natürlich noch nicht alles. Man darf auch nach dieser Bild-Text-Synthese am Rätseln bleiben, denn Dicks Satz muss sich



realities are projections
that hide the absolute truth



natürlich selbst infrage stellen, was ihn noch einmal mit der Installation verbindet, die »o. T.« den Betrachter zu gleichem herausfordert. Grenzt hart an das Absurde. In dem die Tiefe endet. Oder auch nicht, denn dort hat auch die Poesie eine Wurzel.

Hat das Ganze (also die Fotografie mit dieser Textzeile) etwas von einem Gedicht? Ich denke ja. Von der Geschichte, die darin zu finden sein könnte, habe ich bisher nichts gesagt, es ging mir hier um die Bild-Text-Kombination als Modell. Ich denke, eine Installation wie diese ruft geradezu danach, die Sprachlosigkeit zu überwinden, die sie selbst erzeugt.

Rainer Stöckli

»Wer ist du?« – »Ich ist ein Anderer!«

Übers Abbilden seiner selbst in Malerei, Graphik, Photographie seit 1900

Regt Einer anfangs 2014 dazu an (und zwar inoffiziell, will heissen: in geschlossener Gesellschaft, nämlich innerhalb der Schweizer Xylon-Gilde) – regt dazu an, Selbstbildnisse in Holz zu schneiden, so kann, wer eingeladen ist, dem Ansinnen zustimmen und mit der Arbeit beginnen (mittelhochdeutsches *arebeit* enthält noch deutlich ›Mühe / Bemühung‹) – oder er/sie kann ablehnen. Zwar sei ein Bildnis seiner selbst zu ›malen‹ oder zu ›zeichnen‹ schon ewig lang Brauch und verdiene Respekt, im Gegensatz zur Mode oder zum Faible heutzutage, ein ›Ich-Bild‹ photographisch herzustellen (kaum Kunst und in jedem Fall aufwandarm); hingegen ein Autoportrait in Hochdruck-Technik zu fertigen, das sei zeitspielig.

Wer dann, nichtsdestotrotz, der Einladung Folge leisten will, hat wieder (so sagt man heute:) eine Alternative. Es steht ihm/ihr offen, sich in die Tradition des druckgraphischen Selbstportraits zu stellen – das Genre des ›Bildes vom Ich‹ ist seit wenigstens sechshundert Jahren im Schwange (vgl. Pfisterer/von Rosen bei Reclam, Stuttgart 2005). Oder es steht ihr/ihm offen, dem auszuweichen, was Sitte war oder ›gang und gäbe‹, um – par conséquence – sich darzustellen oder anzudeuten oder zu verfremden oder erraten zu lassen, ohne sich zweidimensional zu spiegelbilden; ohne das Selbst (was die Technik betrifft:) flächig, (was die Psychologie anbelangt:) konfidenziell / bekennerrhaft zu wiederholen. *Nolite temere, ego sum.*

Die verzerrte Selbstdarstellung ist seit Parmigianino zu beobachten: Im Eigenporträt von 1523/24 verfremdet ein Konvexspiegel die vors Brustporträt gelegte Hand des Malers. Heutzutage leisten Bearbeitungsprogramme elektronisch jedweden Zerrwitz im Umgang mit Bilddateien.

Varianten zur Selbstabbildung haben – nach dem jungen Maler aus Parma – unter anderen Antonie van Steenwinckel geschaffen (Verdoppelung von Figur und Perspektive, 1670), Meret Oppenheim (Röntgenaufnahme von Schädel und Hand, 1964), Andy Warhol (Gesicht frontal mit Schattenwurf-Profil, 1981), Heike Ruschmeyer (Camouflage als Doppelgängerin, 1980-1987).

Stellenwert des Selbstbildnisses im Künstler-Opus

Mehr an dieser Stelle zusammenzutragen sei, dünkt mich, nicht vonnöten: Das Genre des ›Autoportraits‹ ist anerkannt. Es kommt im Schaffen



Hans Fähnle, *Selbstbildnis*,
Öl auf Karton, 81x70,5 cm, 1923

Kunstgewerbeschule wechselt. Malt in der Folge dort und darin als eines seiner überhaupt ersten Bilder ein Selbstportrait; neben dem Konterfei seiner selbst, marginal, die Eltern. (Konterfei übrigens zu *contrefaire/contrafacere*, ›gegenbilden/gegenschaffen‹.)

Es vergeht ein Jahr, bis ein Familienportrait mit Selbstdarstellung vorliegt – vorliegt nebst einer Postkarte mit sich als Zeichner vor Staffelei. In den folgenden drei Jahren entstehen weitere Selbstbildnisse – stets Posen als Maler. Die Attitüde wird fortgesetzt (1932/1945 / ca. 1950). Dann, in Zeiten schwerer Krankheit, späte und letzte Portraits seiner selbst; unsereinen erinnern sie an die eigentlich vergleichslose Reduktion des Abbildungs-, des Selbstdarstellungs-Aufwands der Helene Schjerfbeck (1862-1946). Der hier anvisierte Maler heisst Hans Fähnle. Lebens Eckdaten: 12. Juni 1903 bis 12. März 1956.

bildender Künstler – übrigens auch von Schriftstellern – vor oder kommt nicht vor; kommt im Frühwerk vor oder im späten Oeuvre, ist offenbar lebenslange Bemühung wert oder zeigt sich erratisch/einmalig im Fortgang schöpferischer Arbeit.

Im Vestibül eines 2013er Katalogs ist mir unlängst als erste ganzseitige Farbabbildung ein »Selbstbildnis« aufgefallen. ÖL auf Karton. Datiert auf 1923. Vom Jahr davor ist eine photographische Vorlage erhalten: Passbildformat, ein junger Mann, nahe Heilbronn geboren, 19jährig, im Alter, wo er vom Theologischen Seminar an die Stuttgarter



Hans Fähnle, *Selbstbildnis mit Blume*,
Öl auf Hartholzplatte, 67x48 cm, o. J.

Selbstportraits versus Selfies

Gemahnt einen Fähnles frühe, dann ein nicht eben langes Leben lang geübte Bemühung, sich selbst ins Bild zu fassen – Brustbildnis / Halbfigur / Ganzportrait – gemahnt sie einen, heute rezipiert, nicht ans suchtähnlich praktizierte, banale bis schamlose sich-selbst-Photographieren unserer Zeitgenossen? An die Leidenschaft jener Generation, die ich als alternder Lehrer knapp vor und einiges nach der Jahrtausendwende noch unterrichtet habe ... Die Praxis schreckt mich – weniger deshalb, weil ich mich unterdessen definitiv zum Bevölkerungssegment der Ausgemusterten zu zählen habe, vielmehr aufgrund einer lebenslangen, jahrein jahraus bewahrten Scheu, mich eigenhändig abzubilden resp. in Pose photographieren zu lassen.

Demgegenüber die modisch gewordene Obsession, Selfies zu produzieren. Parallele zum Fremdbilder-Boom von Stars und Sternchen im Netz? Eigenbilder. Zwölf / hundertzwanzig / tausendzweihundert. Und zwar für immer wieder andere Adressaten. Dies (Letzteres) ist allerdings wohl jeder dauerhaften Anstrengung Selbstportraitierens eigen. Indes kontinuierlich veranstaltetes, eigenhändiges Exponieren / Ausstellen seiner Gesichtszüge oder Ganzfigur, seiner Mimik und Gestik, seines Körpers mitsamt interessant machenden Accessoires? Und zwar seit längerem nicht mehr anhand Selbstauslösers und Stativs, sondern vermittelt einer Smartphone-Kamera und grundsätzlich liebäugelnd mit den zeitgemässen Social Media ... Ich gehe davon aus, der tägliche, billige Exhibitionismus geschehe en gros zu kommunikativen Zwecken. Es sei in aller Regel kein künstlerischer Anspruch erhoben. Woher die Lust mag stammen, sich passioniert von Kopf bis Fuss zweidimensional zu zeigen – wenig oder nichts aussparend / schonungslos / das Heimlichste nicht verheimlichend? Und wie wäre solche Lust vermindernbar? Ob sie allenfalls sich auswächst? Oder changiert zur ausgewachsenen Geilheit punkto ›Medienpräsenz‹?

Man wird fragen dürfen. Ich bin skeptisch, dass die Eigenbild-Manie je existenziell Bedeutung trage. Verdacht, es handele sich öfter um eine Form von Konversation. Skepsis auch jenen gegenüber, die vorgeben, sich dem Photoinventar zu widmen (heute – morgen – übermorgen). Insgesamt wohl wenig Gewähr, dass ein solcherweis erstelltes Privatbildarchiv zuguterletzt den Wert gewinne eines ausdauernden ›Selbstgesprächs‹, wie es beispielsweise Edmund Kalb (1900-1952) in Hunderten gezeichneter und radiierter Selbstbildnisse geführt hat. Zu den Fragen also auch Zweifel!

Unlängst hat eine Drittelkolumne von Katja Fischer De Santi im St. Galler Tagblatt (23.4.2014) von einem Briten berichtet: von dessen exorbitanter ›Selfie-Sucht‹, welche sich an die Seite anerkannter Süchte stellen lasse; der junge Mann habe vormittags vor dem Aufstehen die ersten zwanzig Bilder von sich gemacht. »Geschossen!« Zum Jagdverbum gehört ›treffen‹ resp. ›verfehlen‹ – das Resultatwort lautet ›Beute‹. Also

zum vormittäglichen Auftakt zwanzig Bilder, wie gesagt, und bis zum Tagesende dann, mit vergleichlosem Fleiss, gut (?) und gern (?) 200 Bilder. Sukzessive ins Netz »geladen«, wohin sonst? Der Pharisäer nickt: das Aktionsverbum »laden« geht Arm in Arm mit »schiessen« und liefert, sprachgeschichtlich verbürgt, das Ergebniswort »Last«.

Das sich-selbst-Abbilden als Paradigma

Der Wille, zeit eines Künstlerdaseins sich immer wieder selber zu portraieren (das Wort bedeutet ursprünglich »hervorziehen«, zu protrahere), diese Gepflogenheit (denn mit »pflegen« hat die Bemühung auch zu tun, im Sinn von »er/sie/es pflegte sich selber darzustellen«) mutet einen paradigmatisch an.

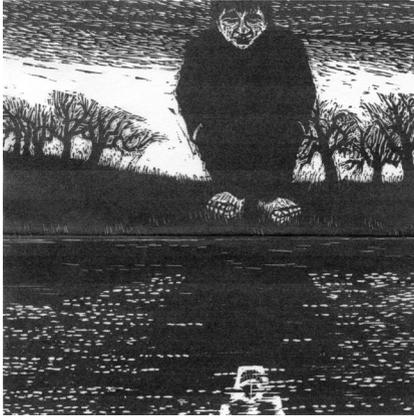
Mir scheint, das Selbstabbilden setze eine Haltung dezidiert oder umständehalber einsamen Arbeitenwollens voraus. Stünde dahinter ein regulärer Autismus? Muss von einer Mangelsituation ausgegangen werden? Zeitigen mittellose oder armutgeprägte Schaffensphasen eher Selbstbildnisse?

Mutet mich zu eng gedacht an. Es möchte ebenso wohl ein seelisch oder arbeitstechnisch, ein eventuell über Jahrzehnte nicht erlahmendes Interesse fürs Resultat oder für die Mittel der »Selbstdarstellung« zugrundeliegen. Nebst besagtem Interesse die Neigung zum Dokumentieren kontinuierlicher Veränderung seiner selbst. Nebst besagter Neigung die Neugier auf den Vergleich mit bzw. den Abstand zu voraufgegangenen Bildnissen seiner selbst. Und so fort – es wird weitere, vermutlich verwandte Motive geben dafür, sich wieder und wieder und wieder ins Bild zu heben.

Bekannt ist Ferdinand Hodlers ausdauerndes sich-selbst-Abbilden. Desgleichen Max Beckmanns oder Otto Dix' lebenslanges, Egon Schieles zeitweiliges selbstbezügliches Arbeiten. Alle drei beispielhaft. Edmund Kalbs Besessenheit, sich gespiegelt festzuzeichnen, d. h. mit graphischem Besteck den Kopf, auch bloss markante Gesichtszüge, zumal den eigentümlichen Nasenrücken zu wiederholen, habe ich erwähnt. Weniger breit beobachtet hat man Vladimir Jakovlevs (1934-1995) allermindestens sechzig Arbeiten, denen im 1995er Katalog (Galerie Bayer) die Bildtitel »Kopf« oder »Selbst« gegeben sind. Anders bemerkenswert Susanne Valadon (1865-1938), die mehr als ein Jahrzehnt lang sich selber Modell war; der Vaduzer Katalog (Bonfini 1991) ist mit einem Selbstportrait eröffnet und zeigt Bildnisse ihrer selbst bald gemalt, bald gezeichnet, in Pastell, mit Rötel gefertigt.

So weit die Maler, die Zeichner!

In der Druckgraphik, besonders in Hochdruck-Verfahren, ist – meint man – das Autoportraitieren weniger verbreitet. Jedenfalls das individuell



Ruedi Peter: *Holzschritt*, 24,5x24,5 cm, 1982

ergiebig. Auf der Suche im späten 20. Jahrhundert und bis in die Jüngstzeit findet man moderne Konterfeis diverser Radierer / Typographen / Holzschneider / Scherenschnitt-Künstlerinnen. Bevorzugt sind Bleistift oder Tusche. Ergiebig der Zusammenschluss einschlägiger Arbeiten durch Thomas Döring: »Neue Ansichten vom Ich« (München 2004).

Im Folgenden stelle ich, mit Blick auf Regionen meines Lebenskreises, drei je eigenartige Trouvaillen (»Funde«) ins Licht: Ruedi Peters Arbeit für die Xylon-Mappe 1982; sodann Fred Bauers Selbstverbergung im 1986er Band »Geschnitten – Gedruckt«; schliesslich »Köpfe« von Kaspar Toggenburger aus der gleichnamigen Serie vorwiegend der Jahre 1999/2000.

Narziss Peters titellosen Holzschritt dürften wir, müssten ihn aber nicht als Selbstportrait lesen (Gespräch mit Silvia Peter-Schlöpfer vom 14. März 2014). Wer solche Auskunft ungnädig aufnimmt, ist frei, auf Zitierung (diesfalls eine makabre Variante) der traditionellen Narkissos-Figur zu pochen, folglich die bäuerliche Mannsgestalt am Ufer mit spiegelbildlichem Totenschädel im Teich theatralisch zu sehen: ein Rollenbild mit der Botschaft »vergiss nicht, du musst sterben«.

Wer ist ich? In des Herausgebers Karl Landolt zweisprachigem Prachtband »Geschnitten – Gedruckt / La lumière du bois« (Hauterive 1986) versteckt Fred Bauer (s)ein Antlitz hinter einem Druckstock von intriganter Aststruktur; die Arbeit heisst »Werkstattgesicht« und bietet einen listigen Doppelleffekt: da zeigt sich einer und verbirgt sich doch. Unserer hat freilich schon die Titulierung Verdacht schöpfen lassen: legt Bauer in seinem Schnitt ein »Werk« statt (d. h. anstelle) eines »Gesichts« vor – oder offeriert er ein »Gesicht«, wie einer es in der »Werkstatt« aufhat resp. wie es einem die »Werkstatt« unterm Arbeiten aufsetzt?

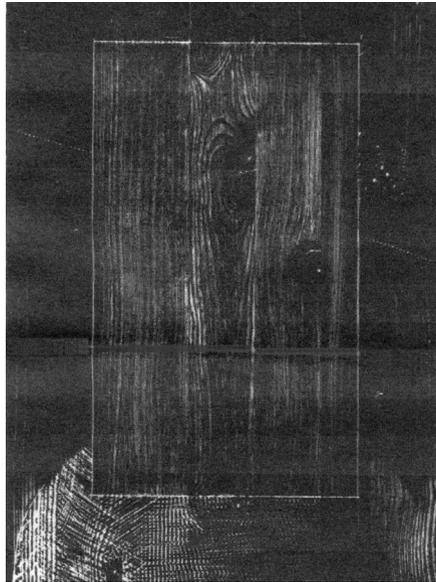
Je est un autre! Frappant ebenfalls Kaspar Toggenburgers Umgang mit dem Bildnis seiner selbst. Der Winterthurer Künstler offen-

wiederholte, das gehäufte. Wer in Schweizer Holzschritt-Anthologien (1956 Engel) und in Xylon-Veröffentlichungen recherchiert, insbesondere in den Mappen von 1975/1978/1982, glaubt feststellen zu sollen, es »herrsche Mangel« an Selbstbildnissen. Horst Janssens oder Maxim Kantors Druckgraphik nuancieren den Eindruck; genug Staunen vorausgesetzt, wird man vor ihren Arbeiten lang nicht satt. Und tatsächlich ist das Genre auch in den Schwarzen Künsten bis heute

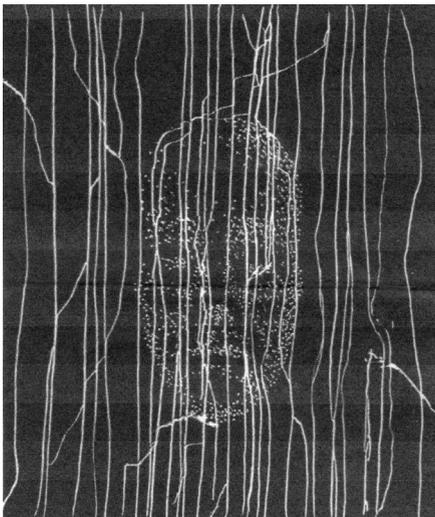
bart ihn innerhalb seiner extensiven „Köpfe“-Serie (2000). Seine Schnitttechnik – zum Beispiel dreieckige, mittels Stechbeitel gefertigte Vertiefungen im Druckstock – erlaubt oder erzwingt den Eindruck einer Gesichtsmaske; der frontal gebotene Kopfumriss in schwarzem Feld, verfremdet durch die schiere Verdoppelung der natürlich-körperlichen Dimension (die Blätter haben Format 76 x 57 cm) ist selten auf Wiedererkennbarkeit aus.

Uneindeutig

Womit wir unversehens beim ambivalenten, beim täuscherischen, jeden-



Fred Bauer, *Holzschnneidermaske*, Holzschnitt, 30x42 cm, 1992



Kaspar Toggenburger: Aus der Serie *Je suis un autre*, Holzschnitt, 60x50 cm, 2003

falls mehr als eindeutigen Selbstportrait wären! Jenem mit fraglichem Kenn-/ Wiedererkenn-Effekt. Angesichts so beschaffener Arbeiten eben gerade kein Kenn ich doch, kein Déjà-vu. Im Gegenteil, mit solcherart exklusiven (die Rezipienten recht für recht ›ausschliessenden‹) Eigenbildern wollen sich Künstler gerade nicht in die Reihe stellen lassen eines Genres, dessen Anfänge man in der Spiegelung suchen möchte: in der Selbstwahrnehmung auf Wasser, später auf Glas, später auf Zelluloid. Noch weniger in die Reihe eines Genres,

dessen Ursprung in den beiden ostentativen Gesten »das bin ich« und »das habe ich gemacht« liegt. Letzteres entspräche frühgeschichtlicher Praxis, nämlich Gegenstände zu markieren als »mir gehörig« und »von mir gefertigt« (oskisch-umbrisches [Name 1 im Nominativ] med fefaket [Name 2 im Dativ]). Was in erster Ordnung für Waffen und für Schmuckstücke interessant gewesen sein dürfte. Ob auch für Keramik?

Ganz wohl ist mir freilich nicht beim Spekulieren, das Autoportrait / die Eigen-Antlitz-Wiedergabe / die Figurierung seiner selbst ziele schon im Moment des Geschaffenwerdens (und darnach, im Bestehen, natürlich auch) darauf, Eigentum zu deklarieren – Individualität, Unteilbarkeit von Abbildner und Abgebildetem. Andererseits: bilden Maler und Zeichner nicht seit Jahrhunderten, später auch Photographen geradezu unermüdbar Frauen / Geliebte / Lieblings-Modelle ab, als ginge es ums Vorzeigen von Besitzgut (ich vermeide den Terminus »Besitzerstolz«)?

Das holzgeschnittene Selbstbildnis

In Hochdruck-Technik ein Selbstportrait zu fertigen, sei »zeitspielig«. Die These ist allbereits im Schlusssatz meines ersten Abschnitts oben riskiert. So ganz ergebnisarm freilich ist und bleibt extensives Suchen hochdruckgraphischer Selbstbildnisse nicht. Ich füge, alphabetisch angelegt, eine Reihe von Namen und Jahrzahlen an, stelle daneben eine chronologisch geordnete Reihe. Die beiden Kolumnen wären unbedingt zu verlängern; aber auch intensivierte, horizontal ausgedehnte Bemühung gelangte nie zum Punkt, wo man von »ergänzt« (im Wortsinn von »komplett«) sprechen dürfte. Die pp. Leserschaft nehme also vorlieb mit einer gewissermaßen dilettantischen Annäherung an den Bestand – ewig weit weg von was man »Auslegeordnung« heisst. Eine Inventarisierung war nicht mein Ehrgeiz und hätte meine Möglichkeiten zur Umsicht innert Monaten bei weitem überstiegen. Selbstredend hafte ich dennoch für jegliche Lücke.

Die alphabetische Reihe:

Hans Arp 1912
Georg Baselitz 2003
Otto Bätz 1921
Fred Bauer 1986
Max Beckmann 1922
Ugo Cleis 1948
Chuck Close 2002
Ignaz Epper 1915 ff.
Konrad Felixmüller 1924 f.
Ernst Graf 1978
Gottfried Graf 1978
Erich Heckel 1919
Arthur Illies 1951
Ernst Ludwig Kirchner 1918
Käthe Kollwitz 1924
Karl Landolt 1980
Gerhard Marcks 1964
Frans Masereel 1909
Edvard Munch 1910
Otto Pankok 1958
Fritz Pauli 1916
Ruedi Peter 1982
Markus Raetz 1970
Fritz Röhrs 1932
Hermann Scherer 1925 f.
Karl Schmidt-Rottluff 1916
Willy Thaler, vor 1978
Felix Valloton 1891
Rudolf Warnecke 1980

Die chronologische Reihe:

1891 Felix Valloton
1909 Frans Masereel
1910 Edvard Munch
1912 Hans Arp
1915 Ignaz Epper (auch '16/'17/'23/'25)
1916 Fritz Pauli
1916 Karl Schmidt-Rottluff
1918 Ernst Ludwig Kirchner
1919 Erich Heckel
1921 Otto Bätz
1922 Max Beckmann
1924 Käthe Kollwitz
1924 Konrad Felixmüller (auch 1930)
1925 Hermann Scherer (auch 1926)
1927 Gottfried Graf
1932 Fritz Röhrs
1948 Ugo Cleis
1951 Arthur Illies
1958 Otto Pankok
1964 Gerhard Marcks
1970 Markus Raetz
1978 Ernst Graf
1978 Willy Thaler
1980 Rudolf Warnecke
1980 Karl Landolt
1982 Ruedi Peter
1986 Fred Bauer
2002 Chuck Close
2003 Georg Baselitz

25 Fragen zur Poesie, zur Zeit, zur Person

Beantwortet von Dominik Riedo

Bei welchen Lyrikern geraten Sie ins Schwärmen?

Walther von der Vogelweide, Peter Rühmkorf, Robert Gernhardt.

Welches sind Ihre liebsten Romanhelden?

Schriftsteller. Ja, ich mag Meta-Metaromane.

Und Ihre Helden in der Wirklichkeit?

Schriftsteller. Und Schriftstellerinnen. Langweilig?

Welches sind Ihre Lieblingsschriftsteller?

Arno Schmidt, Friedrich Dürrenmatt, James Joyce, Gustave Flaubert, Wolf von Niebelschütz, Wolfram von Eschenbach, Carl Spitteler und Carl Albert Loosli. Hm, keine Frau dabei, sowas ...

Welche anderen Künstler schätzen Sie besonders?

Orson Welles, Stanley Kubrick, Murnau, Gustav Mahler, Syd Barrett.

Warum macht es in diesen unpoetischen Zeiten noch Sinn, Gedichte zu schreiben?

Gab es einmal ausgesprochen »poetische Zeiten«? Vielleicht mit Walther von der Vogelweide – aber auch er beklagt sich schon ... Doch mir selbst ist es Trost, mich in Worten aufgehoben zu sehen: »EINST LIEGE ICH DA / Einst liege ich da; und die Stunde dunkelt; / Und mein schmales Bett wird die Kiefer vom Hügel der Kindheit; / Die Decke wird die harte Nebelwand in den Bergen und das kühlende Meer. / Daneben umstehen Sippe und Nachbarn mein Lager. // Die Luft rauscht schwer von des Todes Flügel, / Und der Vogel mit den roten glühenden Augen richtet sein Antlitz gegen mich; / Und fast alle meine Hoffnungen zerfließen angesichts des Kommenden. / Währenddessen steht der Pfarrer immer noch draußen und wartet. // Wenn dann die Nacht naht, und mein Tag geht zu Ende, / Und mein Gesicht totenbleich wird und spitz, / Wenn das Herz ganz Dir gehört und die Hand kalt ist – / Dann löst sich eine Träne und wird zum Urmeer allen Lebens.«

Verraten Sie uns Ihre Lieblingsbeschäftigung?

Mich auf den nächsten Sex freuen.

Ihr Lieblingstier?

Die Katze.

Wo würden Sie gerne leben?

Abgelegen. Ruhig. Nicht in der Arktis, nicht in den Tropen.

Weshalb lesen Sie (noch) Gedichte?

Weil ich manchmal, wenn ich mich frage, ob es nicht schöner wäre, einfach immer draußen zu sein, in der Natur, an Uwe Dicks Gedicht »In den Wind gesprochen« denken darf: »Unnützes Wissen? / Bildungsballast? / [...] / Zum einen. Und zum anderen / sind da noch die Eingebungen / gewachsener Lebenserfahrung: / Heute morgen – und dieses Ereignis / verdanke ich / einer alten Kladder Griechische Geschichte – / heute morgen / sah ich mehr / als nur / einen großen Baum / mit Schlinggewächsen, Nein, // vor mir / im Frühlicht / rang, / von Raben umwölkt / die Laokoon-Eiche.«

Was ist Ihre Haupttugend?

Zuverlässigkeit.

Welchen Luxus leisten Sie sich?

Überteuerte vegane Gerichte oder Zutaten. Sie sind leider derart teuer, weil sie kaum jemand kauft.

Woher kommt die Idee, der Anstoß, die Inspiration zu einem Gedicht?

Ui, wenn das ein Schriftsteller ganz genau wüsste, würde er diesen Vorgang stets künstlich zu erzeugen versuchen ...

Was schätzen Sie an einem Mann am meisten?

Sein Menschsein. Falls er es sich erarbeitet hat.

Was schätzen Sie an einer Frau am meisten?

Sicher nicht das, was eine Frau nach üblicher Definition ausmacht, siehe auch oben.

Ihre Lieblingsgestalten in der Geschichte?

Die Stillen, Guten. Der unbekannte Militärdienstverweigerer.

Welche Fehler können Sie am ehesten verzeihen?

Tollpatschigkeit. Aber ist das ein Fehler?

Wer oder was hätten Sie sein mögen?
Am liebsten nichts.

Hinter welches Geheimnis möchten Sie gerne kommen?
Wie kann ich alle Jenseits-Religionen abschaffen? Und zwar im Kopf und den Herzen der Menschen.

Welche natürliche Gabe hätten Sie gerne?
Menschen per Gedanken zu lähmen, vor allem Killer-Autofahrer.

Wie sieht für Sie das vollkommene irdische Glück aus?
Unwirklich.

Wenn Sie »König der Schweiz« wären. Was würden Sie als Erstes befehlen?
Eine Oligarchie der Weisen, uneigennützig Handelnden einzurichten.
Und Plato kann mich mal ...

Wie ist Ihre gegenwärtige Geistesverfassung?
Dumpf.

Was haben Gedichte der Prosa voraus?
Sie können – wenn es darum geht, möglichst wenig Text anzubieten – innerhalb derselben Zeilenzahl eindringlicher sein. Zudem sind sie meistens etwas >musikalischer<. Dafür gelten sie als noch unverkäuflicher.

Können Sie uns Ihr (derzeitiges) Lebensmotto nennen?
Ne. Und das ist es.

ÜBER DIE AUTORINNEN UND AUTOREN

Hedy Brusa, * 1966 in Schwyz, ausgebildete Buchhändlerin, arbeitete mehrere Jahre bei Buchverlagen. Nach der Erwachsenenmaturität studierte sie einige Semester Germanistik und Philosophie und schloss später ein Journalismus-Studium an der Schule für Angewandte Linguistik SAL ab. Lebt als freie Lektorin und Dichterin in Zürich. Regelmässige dichterische Zusammenarbeit mit Elisabeth J. Stirnimann.

Markus Bundi, * 1969, lebt in Neuenhof/Schweiz. Zahlreiche Buchveröffentlichungen und Auszeichnungen. Siehe auch: www.markusbundi.ch

Margrit Brunner, * 1951 in Uster, lebt in Glarus. Mitbegründerin der »Allyren« (einer Gruppe moderner Lyrikerinnen aus der Schweiz und Deutschland). Publikationen in zahlreichen Anthologien, Zeitschriften, Agenden etc. seit 1986. Buchveröffentlichungen: »wort für wort«; »die liebe ist nicht was ihr denkt«. Publikation von Satz-Karten. Mitherausgeberin »SchreibArt«. Mitglied des Deutschschweizer P.E.N.

Sabina Costede, * in Rudolstadt, aufgewachsen in Lörrach. Studium der Architektur in Stuttgart und der Kunstgeschichte in Freiburg i.Br. Sie lebt derzeit in Göttingen. Die Fotokamera ist ihr drittes Auge.

Nikolaus Cybinski, * 1936 in Bitterfeld. Studium der Geschichte, Germanistik und Französisch in Freiburg und Paris. 1965 als Lehrer ans Hans-Thoma-Gymnasium in Lörrach versetzt. Diverse Schreibaarbeiten neben der Schultätigkeit, z.B. Lieferant von Aphorismen für die »Süddeutsche Zeitung«. Viele Jahre Mitarbeiter einer Zeitung in Basel und bis heute in Freiburg/Lörrach. Zuletzt erschien »Vom Land Leben« (2017).

Kevin-Rick Doß, * 1987. Gesellschaftstheoretiker und Sozialphilosoph. Wohnhaft in Südniedersachsen bei Göttingen. Nach dem Studium der Soziologie und Politikwissenschaften Tätigkeiten als Pädagoge, Sozialarbeiter, Lehrbeauftragter. Aktuell promovierend und seit 2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Hochschule Nordhausen (Thüringen).

Peter Frömmig, * 1946 in Eilenburg bei Leipzig, lebt seit 1995 in Marbach am Neckar. Davor hat er als Schriftsteller und Maler jeweils lange Jahre in Österreich, den USA und in Freiburg verbracht. Er veröffentlichte Erzählungen, Essays, Kurzprosa, Gedichte, Hörspiele und Theaterstücke. Zuletzt erschienen sind die Prosabände »Das Rumoren am Rande der Ereignisse« (2014), »Auf langen Wegen in kleiner Stadt« (Überarbeitete Neuauflage, 2016) sowie »Die Liebe zur Peripherie. Freiburger Miszellen« (2016).

Zsuzsanna Gahse, * 1946 in Budapest. Nach ihrer Gymnasialzeit in Wien und Kassel lebte sie mehr als ein Vierteljahrhundert in Stuttgart,

seit Ende 1998 in Müllheim, TG, Schweiz. Zahlreiche Auszeichnungen und Buchveröffentlichungen. Siehe auch [www.http://www.zsuzsannagahse.ch](http://www.zsuzsannagahse.ch)

Irena Habalik stammt aus Polen und lebt in Wien. Sie schreibt Lyrik, Kurzprosa, Aphorismen. Publikation von zahlreichen Gedichtbänden, zuletzt „Wenn es mir im Herzen grünt“, (Gedichte und Aphorismen, 2016) und „Aus dem Rahmen fällt ein Bild“, (Gedichte, 2017). Einige Preise, u. a. Theodor-Körner-Preis (Wien 1987), Preisträgerin beim Christine Busta-Lyrikwettbewerb (Wien 2006). Weiteres unter: irenahabalik.wordpress.com.

Markus Manfred Jung, * 1954. Lebt mit seiner Frau, der Malerin Bettina Bohn, in Hohenegg, Kleines Wiesental. Studium von Germanistik, Skandinavistik, Philosophie und Sport in Freiburg im Breisgau und Oslo, Norwegen. Gymnasiallehrer, Schriftsteller. Schreibt Gedichte, Geschichten, Theaterstücke und Hörspiele in alemannischer Mundart und Hochdeutsch. Insgesamt bisher 22 Buchveröffentlichungen, darunter 7 Gedichtbände im Inland und 2 zweisprachige im Ausland (Rumänien, Italien).

Ingeborg Kaiser, * 1930 in Neuburg/Donau, übersiedelte 1960 nach Basel und arbeitete als freie Journalistin und für Radio DRS 2. Ab 1968 Veröffentlichungen von Prosa, Lyrik und dramatischen Arbeiten. Verschiedene Auszeichnungen und Förderungen. Zuletzt erschienen von ihr »vom schweigen sprechen« (Gedichte, 2015) und »Wegtanzen« (Roman, 2016). 2016 erhielt Ingeborg Kaiser den Ars-Littera-Preis für das späte literarische Glück.

Brigitta Klaas Meilier, studierte Gesellschaftswissenschaften und Russisch. Übersetzungen aus dem Russischen. Publierte zur schweizerischen Frauengeschichte, zuletzt »Meta von Salis und Friedrich Nietzsche« (2005), und schreibt Gedichte. Gründungsmitglied des Netzwerks schreibender Frauen, heute »femscript«. Mitglied des P.E.N.-Zentrums. 2017 erschien ihr Gedichtband »Tiefenbrunnen«. Für weitere Details: www.kubukus.ch.

Gianni Kuhn, * 1955 in Niederbüren/Schweiz, Besuch der Kunstgewerbeschule in St. Gallen, studierte von 1979-1982 Germanistik und Kunstgeschichte in Zürich, Studienaufenthalte in Paris und New York. Er lebt in Frauenfeld. Von ihm sind zahlreiche Gedichtbände, Erzählungen, Novellen, Prosabände und Romane erschienen, zuletzt die »Trilogie des Verschwindens« und »Mein Café auf der anderen Seite der Seine« (Edition Isele).

Ana Lang, * 1946 in Zürich, Besuch der Schule für Gestaltung in Luzern, Sprachaufenthalte in Frankreich und Italien, Kindergärtnerinnen-Seminar. Seit 1980 vermehrte Auseinandersetzung mit Zeichnen und Schreiben. Zuletzt erschien von ihr der Gedichtband »Blau in Blau« (Collection Entrada, 2018). Sie lebt mit ihrem Mann in einem kleinen Dorf im Aargau.

Romie Lie, * 1954 in Langnau im Emmental. Sie wächst mit französischer Muttersprache auf, Deutsch lernt sie in der Schule. Seit 1981 freischaffende

Schriftstellerin. Bisher erschienen sechs Gedichtbände von ihr, zuletzt »Kein Ort aber Krähengelächter«, mit Bildern von Fritz Mühlemann, 2015. 2010 erhielt sie einen Literaturpreis des Kantons Bern für ihren Gedichtband »Aufwind«. Die Autorin lebt in Wohlen bei Bern.

G a b r i e l e L o g e s , * 1957 in Dettingen bei Horb, lebt heute mit ihrer Familie auf der Schwäbischen Alb. Studium der Germanistik und Philosophie in Tübingen, danach Studium der Europäischen Ethnologie in Freiburg. Diverse Buchveröffentlichungen (Lyrik und Prosa), zuletzt erschienen: »Paris, Sigmaringen oder Die Freiheit der Amalie Zephyrine von Hohenzollern« (2013).

E l s b e t h M a a g , * 1944 in Buchs SG, dort aufgewachsen und geblieben. Schreibt Lyrik, vorwiegend in der Schriftsprache, sonst in ihrem urtümlichen Werdenberger Dialekt (u. a. »Werdenberger Talsegen«, 2011). Lyrik als Kunst am Bau auf Friedhöfen, in Kirchen, in einem Schulhaus. Wichtigste Publikationen: »Die Steine seien gleichzusetzen den Wellen« (Gedichte, 1996), »unter der Steinhaut« (Gedichte, 2000), »Flügel und Gedanken ordnen« (Gedichte/Kunstband, 2003), »das Brombeerblau ist zurück« (Gedichte, 2005), »Pappeln rennen durchs Tal« (Gedichte, 2011).

M a r i a G e r t r u d M a c h e r , * 1945, aufgewachsen im Kanton Basel-land. Ausbildung in Basel und Zürich zur Sozialpädagogin und in Heilpädagogischer Rhythmik. Seit 1978 wohnhaft in St. Gallen, Familienfrau, Arbeit an der Schule für Kinder mit Wahrnehmungsstörungen und am Kantons-spital, daneben an der Primarschule Teufen. Veröffentlichungen: »Blattzeit« (1999) und »gras und anderes« (Collection Montagnola, 2015).

D o r i s M a u t h e , * 1941 in Köln geboren, lebt als Psychoanalytikerin für Kinder und Jugendliche in Berlin. Leitung von Supervisionsgruppen für Lehrerinnen und Lehrer, Dozentin und Supervisorin am Institut für Psychotherapie (IfP Berlin). Gründung und Leitung der Arbeitsgruppe „Psychoanalyse und Pädagogik“ seit 2004 am gleichnamigen Institut. Arbeit an einem Erzählband mit dem Titel *Dass ich eins und doppelt bin*.

N a n a P e r n o d , * 1971, Kunsthistorikerin, Malerin sowie Lyrikerin. Sie arbeitet auch als Redaktorin und Dozentin. Ihre erste Lyrikpublikation erfolgte an der Universität Genf, wo sie französische Lyrik veröffentlichte. Es folgte das Buch »Blutend leicht, menschlich' Herz«, wo sie einen Gedichtzyklus zu einer Bildserie des Schweizer Malers Ferdinand Seiler verfasste. Ein knapp zweijähriger Aufenthalt in Graubünden an der Grenze zu Südtirol gab den Ausschlag für den Gedichtband »Mehr Wind, mehr Liebe« (Collection Ent-rada, 2017). Nana Pernod wohnt in Zürich.

A l b r e c h t R a s c h e , * 1940 in Weimar, lebt seit fünfzig Jahren in Frei-burg/Br. Ausbildung zum Zeitungsredakteur, Biologie- und Psychologie-Studium, Arbeit in der Hirnforschung, Promotion, Weiterbildung zum Psy-choanalytiker, dreißig Jahre Tätigkeit in Kliniken und eigener Praxis. Erste

literarische Texte für die Freiburger Studentenzeitung (mit W. G. Sebald und D. Schwanitz). Ein Theaterstück, wissenschaftliche Texte.

Jürgen Rebmann, * 1963 im Südschwarzwald, lebt als Designer und kunstschafter Theaterpädagoge in Mannheim. Zahlreiche Ausstellungen.

Dominik Riedo, * 1974 in Luzern, lebt als Schriftsteller und Mithe-
rausgeber von »Aufklärung und Kritik. Zeitschrift für freies Denken und
humanistische Philosophie« in Bern. Rund 20 Buchveröffentlichungen. Ver-
schiedene Auszeichnungen. Präsident des Deutsch-Schweizer PEN-Zentrums
von 2010-2012. Lehrte 2004-2006 an der Universität Zürich.

Peter Salomon, * 1947 in Berlin, lebt seit 1972 als Schriftsteller und
Literaturdetektiv in Konstanz. Zahlreiche Buchveröffentlichungen. Ars-Lit-
tera-Preis 2014. 2014 erschien unter dem Titel »Der See geht unter!« ein
Peter-Salomon-Lesebuch. 2016 erhielt er den Bodensee-Literaturpreis. Neue
Gedichte von ihm finden sich in dem Band »Nichts ist so schwer wie Papier«.

Elmar Schenkel, * 1953 bei Soest/Westfalen, lebt als Professor für
Englische Literatur und Radler in Leipzig. Er hat zahlreiche Reisebücher,
Biographien und Essays sowie zwei Romane veröffentlicht. Er ist auch als
Übersetzer und Maler tätig.

Jürgen Stelling, * 1947 in Berlin, arbeitete in Berlin, Ulm und Offen-
burg. 1975-2005 Buchhändler in Stuttgart. Mit Werner Bucher 1983-2006
Herausgeber der Poesie-Agenda. Lebt jetzt wieder in Berlin. Zahlreiche
Buchveröffentlichungen.

Elisabeth J. Stirnimann, * 1962 in Knutwil. Sie besuchte das
Lehrer/Innenseminar in Hitzkirch und kam dann nach Zürich, wo sie heute
lebt und schreibt. Veröffentlichungen (u.a.): »Eine zornige Blume will ich
sein« (Gedichte 2007), »die zeit im schuh« (Gedichte, 2017). Regelmässige
dichterische Zusammenarbeit mit Hedy Brusa.

Rainer Stöckli, * 1943 in Gossau (Kanton St. Gallen), Studienjahre
in Fribourg, lebt und liest seit 1976 im Appenzeller Vorderland. Arbeits-
bereiche: Romantischer Roman, Lyrik des 20. Jahrhunderts, psalmische
Dichtung, Hochdruck-Graphik, Totentanz, deutschsprachige Dialekte. – Re-
zensiert seit 1980 sog. Schöne Literatur in Schweizer Tageszeitungen und
amtiert als Herausgeber von Gedichtbänden und Anthologien.

Inge Straub, lebt als Apothekerin und freie Photographin im Süd-
schwarzwald. Zahlreiche Ausstellungen.

Bildnachweis: Foto Markus Bundi: © Franjo Sailer.